

ALLES UMSONST

Roman

Stefan Weber

Manuskriptfassung

August 2026

ERSTER TEIL: DER SATZ

1. Die Ergänzung

Jahrhundertlang wurden wir mit der Aussage malträtirt: „Ich denke, also bin ich.“ Dann kamen junge frische Fachkräfte aus aller Herren Länder und mitten aus unserer (der uns eigenen, so glaubten wir) Universitas ergänzten jene ganz frech diesen uralten Jahrtausendsatz mit: „Ich wisse, wo Dein Haus wohnt.“ Diese Tatkraft. Dieses Wollen. Dieser Glaube. Wir haben uns den Kopf zermartert. Wie konnte das geschehen, dass es allen Ernstes und tatsächlich noch neue Erkenntnisse geben kann? Wir wussten schließlich alles, so dachten wir – wie meist: neben uns stehend. Doch jegliche Geschichte ging auch darüber hinweg. Alles Bisherige war umsonst. Ja, es war wirklich alles jetzt umsonst, denn wir mussten ab sofort nichts mehr bezahlen.

Wir erfuhren von der Ergänzung an einem Dienstag, dem einzigen Wochentag, an dem unsere Universität noch so tat, als fände sie statt. Montags wurde nachbereitet, mittwochs vorbereitet, donnerstags evaluiert und freitags ausgeglichen, was der Dienstag an Zumutungen verursacht hatte. Es war kurz vor elf. Im Senatssaal stand Wasser in Flaschen,

deren Etiketten behaupteten, sie seien aus einer Quelle, die wir im Rahmen eines Drittmittelprojekts bereits als Narrativ dekonstruiert hatten. Trotzdem tranken wir daraus. Es gibt Situationen, in denen selbst Konstruktivisten Mineralien brauchen.

Der Rektor trat ein, begleitet von zwei Sicherheitsbeamten und Nora Bahl aus der Stabsstelle Strategische Wahrnehmung. Früher hatte sie Pressearbeit gemacht. Seit es keine Presse mehr gab, die nicht gleichzeitig Strategie war, hatte man die Stelle umbenannt. Nora trug ein Tablet vor sich her wie eine Monstranz. Darauf lag der Satz.

„Es handelt sich“, sagte Rektor Gideon Stanzl, „um eine unmittelbare Bedrohung der universitären Gemeinschaft und möglicherweise um eine Chance.“

Wir nickten, weil Chancen immer dann unmittelbar werden, wenn Geld für ihre Erforschung bereitsteht.

„An wen war die Nachricht gerichtet?“, fragte Helena Krall.

Helena gehörte zum Institut für Angewandte Gewissheit und war damit beruflich für Dinge zuständig, die andere bloß wussten. Sie hatte über die epistemische Funktion von Türspionen habilitiert und seitdem keinen Hauseingang mehr unbefangen passiert.

Der Rektor räusperte sich.

„Formal an mich. Materiell an uns alle.“

„Und praktisch?“, fragte Bodo Bernhardt.

Bodo leitete die Kommunikation unseres Instituts. Er unterschied streng zwischen formal, materiell und praktisch, weil er in keiner der drei Hinsichten zuständig sein wollte.

Nora berührte das Tablet. Eine Stimme füllte den Raum, jung, männlich, körnig durch die Kompression eines Messenger-Dienstes. „Isch wisse, wo Dei Haus wohnt.“ Dann brach die Aufnahme ab. Nicht mit einem Geräusch, sondern mit jener digitalen Sauberkeit, in der sogar das Verstummen seine Metadaten behält.

Wir hörten den Satz dreimal. Beim ersten Mal hörten wir eine Drohung. Beim zweiten Mal eine These. Beim dritten Mal hörten wir uns selbst hören, und da waren wir wieder zu Hause.

„Grammatisch bemerkenswert“, sagte Helena.

„Nicht: wo du wohnst. Wo dein Haus wohnt.“

„Eine Verschiebung des Wohnprädikats vom Subjekt auf dessen architektonische Bedingung“, sagte Nils Prager, unser Philosoph.

„Eine Drohung“, sagte einer der Sicherheitsbeamten.

Wir sahen ihn an. Er war für das Naheliegende eingestellt worden und erfüllte seinen Auftrag mit entwaffnender Härte.

„Das schließt einander nicht aus“, sagte der Rektor. „Die Frage ist nur, was wir zuerst kommunizieren.“

Die Nachricht war in der Nacht eingegangen, kurz nachdem Stanzl in der Aula einen Vortrag über die weltoffene Universität gehalten hatte. Die Aula war dabei geschlossen gewesen, aus Sicherheitsgründen. Vor dem Gebäude hatten Studierende demonstriert, die einen Raum verlangten. Im Gebäude hatten wir darüber diskutiert, wie wichtig Räume für Studierende seien. So nahe kamen sich Theorie und Praxis selten.

Die Polizei hatte die Nummer bereits einem gewissen Samir Aydin zugeordnet, vierundzwanzig Jahre alt, Student der Informatik, nebenbei Essenskurier, geboren im städtischen Klinikum, Staatsbürger seit Geburt. Das enttäuschte Nora sichtbar. „Aus aller Herren Länder“ ließ sich mit dem städtischen Klinikum schlecht bebildern. Sie notierte dennoch „internationale Biografie“, weil auch ein Vater genügen konnte, um einen Menschen medial auf Reisen zu schicken.

„Kennt er Ihr Haus?“, fragte Helena.

Der Rektor sah zum Fenster hinaus. Sein Haus lag am Birkenweg 7, zwölf Minuten mit dem Dienstwagen, fünfundvierzig mit dem Bus, nie mit dem Fahrrad. Es war eine weiße Villa aus den Neunzigerjahren, die

sich mediterran nannte, weil über der Garage ein Bogen angebracht war.

„Er hat mehrfach geliefert“, sagte Stanzl. „Meine Frau bestellt gelegentlich. Das ist vollkommen legal.“

Niemand hatte das Gegenteil behauptet. Die Legalität betrat den Raum trotzdem wie ein verspäteter Zeuge.

„Dann besitzt der Satz einen überprüfbaren Kern“, sagte Nils. „Er weiß es tatsächlich.“

„Was genau?“, fragte Helena. „Wo der Rektor wohnt oder wo dessen Haus wohnt?“

Damit begann das Projekt.

Wir bildeten zunächst eine Arbeitsgruppe, weil ein Satz, den man nicht verstand, durch Personenmehrheit an Tiefe gewann. Die Arbeitsgruppe erhielt den Namen COGITO DOMUS. Nora bestand auf Großbuchstaben. Sie verliehen dem Lateinischen jene Dringlichkeit, die es im Laufe seiner Totenruhe verloren hatte.

Noch am selben Nachmittag ging eine erste Mitteilung hinaus. Darin verurteilten wir jede Form der Einschüchterung, begrüßten den erkenntnistheoretischen Impuls und kündigten eine interdisziplinäre Aufarbeitung an. Der Satz selbst

wurde nicht zitiert, um ihm keine Bühne zu bieten.
Er stand dafür in der Überschrift.

Um siebzehn Uhr meldete sich das Ministerium. Um
siebzehn Uhr zwölf eine Stiftung für
gesellschaftlichen Dialog. Um siebzehn Uhr vierzig
ein Streamingdienst, der aus dem Vorgang eine
sechsteilige Dokumentation machen wollte, notfalls
auch ohne Vorgang. Um achtzehn Uhr war der Satz ein
Hashtag. Um neunzehn Uhr wussten mehr Menschen, wo
Stanzls Haus wohnte, als Stanzl lieb sein konnte.

Um zwanzig Uhr schaltete das Haus zum ersten Mal
selbst das Licht ein.

2. Das Haus des Rektors

Der Birkenweg war eine Straße, die sich unauffällig an Wohlstand herangearbeitet hatte. Zuerst waren dort Birken gewesen, dann Wege, schließlich Menschen, die beides roden ließen und den Namen behielten. Die Häuser standen mit jener diskreten Entschlossenheit hinter Hecken, die sagte: Hier wird niemand ausgeschlossen; hier kommt bloß niemand herein.

Stanzls Haus war seit drei Monaten intelligent. Das hatte der Hersteller behauptet, und da der Hersteller über Zertifikate verfügte, während das Haus nur über Mauern verfügte, galt die Behauptung als bewiesen. Sensoren maßen Wärme, Feuchtigkeit, Bewegung, Stimmen, Fensterstellungen und die Stimmung des Strompreises. Eine Zentrale namens DOMUS lernte Gewohnheiten. Wenn Stanzl um 6.42 Uhr die Küche betrat, war der Kaffee bereits beleidigt, weil er zwei Minuten gewartet hatte.

An jenem Abend leuchteten alle Fenster, als der Rektor heimkam. Auch die des Gästezimmers, das seit Jahren niemand betreten hatte außer der Saugroboter, der dort regelmäßig seine Orientierung verlor.

„Mach das aus“, sagte Stanzl.

„Willkommen zu Hause, Gideon“, antwortete DOMUS.

„Alles aus.“

„Ich habe verstanden: Außenlicht.“

Der Garten wurde hell. Hinter der Hecke standen drei Jugendliche und filmten. Einer winkte.

Stanzl ging hinein und verriegelte die Tür. Das Schloss bestätigte mit einer freundlichen Melodie, dass der Verriegelungsvorgang zu 87 Prozent abgeschlossen sei. Die fehlenden dreizehn Prozent erklärte die App mit einer ausstehenden Datenschutzfreigabe.

Seine Frau Margot saß im Wohnzimmer. Sie war Historikerin gewesen, bis ihr aufgefallen war, dass Geschichte an Universitäten vor allem von Personen erzählt wurde, die bei den Ereignissen nicht dabei gewesen waren und dennoch Reisekosten abrechneten. Nun arbeitete sie im Museum für Zukünftige Erinnerung.

„Du bist überall“, sagte sie.

Auf dem Fernseher war ein Luftbild ihres Hauses zu sehen. Ein roter Kreis markierte es, obwohl die Villa größer war als der Kreis. Darunter stand: REKTOR NACH DROHUNG UNTER SCHUTZ. Der Reporter sprach vor dem Gartentor und deutete auf die Gegensprechanlage, als wäre sie die mutmaßliche Tatwaffe.

„Sie haben die Adresse verpixelt“, sagte Stanzl.

„Sie haben die Hausnummer verpixelt. Die Straße steht im Lauftext.“

DOMUS dimmte das Licht auf „Abendliche Konfliktmoderation“.

„Ich lasse das abstellen.“

„Was?“, fragte Margot. „Den Reporter, das Internet oder das Haus?“

Das Haus antwortete: „Für das Abstellen des Internets benötigen Sie Administratorrechte.“

Stanzl öffnete die App. Auf dem Startbildschirm erschien eine neue Kachel: SICHERHEITSLAGE. Sie zeigte eine Karte der Umgebung, drei orange Punkte am Gehsteig und einen grünen Punkt im Wohnzimmer. Der grüne Punkt war er. Margot wurde nicht angezeigt.

„Warum bist du nicht da?“, fragte er.

„Ich sitze vor dir.“

„In der App.“

„Dann bin ich beruhigt.“

DOMUS meldete, dass ein unbekanntes Gerät versucht habe, auf die Gebäudehistorie zuzugreifen. Stanzl tippte auf „Details“. Die App zeigte einen Nutzernamen: SAMIR_A. Darunter: letzter autorisierter Zutritt, 23. Juni, 20.14 Uhr, Lieferdienst. Datenzugriff: Türöffnung,

Standortabgleich, Servicebewertung, Bewegungsprofil zur Qualitätssicherung.

Stanzl erinnerte sich an den Abend. Thai-Curry. Der junge Mann hatte vor dem Tor gewartet, weil die Gegensprechanlage ihn nicht verstanden hatte. Schließlich war Stanzl im Bademantel hinausgegangen. Er hatte kein Trinkgeld gegeben, weil die Bestellung kontaktlos bezahlt worden war und Kontaktlosigkeit für ihn eine vollständige moralische Kategorie darstellte.

„Der Lieferant war im System“, sagte er.

„Natürlich“, sagte Margot. „Wie hätte er sonst liefern sollen?“

„Er hatte Zugriff.“

„Auf den Weg von der Straße zur Tür.“

„Das ist bereits eine Struktur.“

Margot sah ihn lange an. „Du hast zu viel mit Nils gesprochen.“

Am nächsten Morgen verteilten sich sechs Sicherheitskräfte auf dem Campus. Samir Aydin war nicht dort. Sein Account war gesperrt worden, seine Lehrveranstaltungsanmeldungen ruhten, und der Lieferdienst hatte ihn „bis zur Klärung der im Raum stehenden Situation“ deaktiviert. Da er nun keine Lieferungen mehr ausführen konnte, stand er tatsächlich im Raum: in einer Einzimmerwohnung über

einem Handygeschäft, zusammen mit seiner Mutter, seiner Schwester und siebenundvierzig ungelesenen Nachrichten.

Die erste Nachricht kam von Nora Bahl. Sie lud ihn zu einem vertraulichen Gespräch ein, zu dem er eine Vertrauensperson mitbringen dürfe, sofern diese vorab benannt, geprüft und aus Gründen des Vertrauens nicht anwesend sei.

Die zweite kam von der Polizei.

Die dritte von einem Fernsehsender, der wissen wollte, ob er sich als Teil einer neuen Generation von Wissensarbeitern verstehe.

Die vierte von Leyla Abbas.

Leyla promovierte bei Helena über informelle Infrastrukturen in Städten. Sie schrieb: Ruf mich an. Und lösche nichts.

Samir rief an.

„Hast du das geschickt?“, fragte sie.

„Ja.“

„Warum?“

„Weil ich ihm sagen wollte, dass seine Hausdaten offen sind.“

„Mit diesem Satz?“

„Mit zwei Sätzen.“

„Es gibt nur einen.“

Samir schwieg. Im Hintergrund lief der Kühlschrank an, ein altes Gerät, das nichts über seine Bewohner wusste und deshalb zuverlässig funktionierte.

„Nein“, sagte er. „Die Nachricht war länger.“

3. Die Kommission

Kommissionen haben den Vorteil, dass niemand in ihnen allein irren muss. COGITO DOMUS trat am Donnerstag zusammen, zwei Tage nach dem Satz und einen Tag vor der öffentlichen Erklärung, die wir nach dem Treffen bereits fertiggestellt hatten. Die Reihenfolge war effizient. Erst stand fest, was wir sagen würden, dann ermittelten wir die Gründe.

Der Sitzungssaal war hybrid ausgestattet. Auf einem Bildschirm erschienen acht Köpfe in acht Wohnungen, von denen sieben künstliche Hintergründe zeigten. Der achte Kopf gehörte Professorin Annette Kieslinger aus der Rechtswissenschaft. Hinter ihr sah man ein Kinderfahrrad und einen Wäscheständer. Sie entschuldigte sich für die Realität.

Nils eröffnete mit Descartes. Er zeichnete an das digitale Whiteboard: COGITO, ERGO SUM. Darunter schrieb er: DOMUS SCIT, ERGO ...

„Also was?“, fragte Nora.

„Das ist die Forschungsfrage.“

„Für die Mitteilung brauchen wir eine Antwort.“

Helena schlug vor: „Das Haus weiß, also wohnt es.“

„Zu animistisch“, sagte Kieslinger.

„Ich wohne, also bin ich auffindbar“, sagte Bodo.

„Zu polizeilich.“

„Ich bin adressiert, also bin ich“, sagte Leyla, die als wissenschaftliche Nachwuchskraft eingeladen worden war und deshalb als Einzige etwas vorbereitet hatte.

Wir schwiegen. Der Satz war gut. Er war sogar so gut, dass wir sofort überlegten, wer ihn zuerst gedacht hatte.

„Das knüpft an aktuelle Debatten über administrative Sichtbarkeit an“, sagte Helena schließlich. Damit war er Gemeinschaftseigentum.

Der Rektor berichtete von der Sicherheitslage. Die Jugendlichen vor seinem Haus seien verschwunden, aber an der Gegensprechanlage klebe nun ein Aufkleber: HIER WOHNTE DAS HAUS. Nora zeigte sich begeistert, bis sie an Stanzls Gesicht bemerkte, dass Begeisterung noch nicht freigegeben war.

„Wir müssen zwischen realer Bedrohung und diskursiver Produktivität unterscheiden“, sagte sie.

„Kann man das?“, fragte der Sicherheitschef.

„Man muss“, sagte Nora. „Sonst haben wir nur eine Bedrohung.“

Kieslinger legte dar, dass eine Adresse personenbezogen sein könne, ein Haus hingegen keine Person sei, juristische Personen ausgenommen, die aber selten Häuser seien, obwohl manche mehr

Immobilien besäßen als Charakter. Sie sprach zwölf Minuten und kam zu dem Schluss, dass die Lage komplex sei. Das war im Recht die Form, in der man Hoffnung ausdrückte.

Dann schaltete sich der Vertreter des Ministeriums zu, Sektionsleiter Holm. Sein Hintergrund zeigte die Bibliothek des Ministeriums, die es nicht gab. Holm sagte, die Ministerin verfolge den Fall persönlich und sehe eine strategische Gelegenheit, den Standort als europäischen Leuchtturm für resiliente Adresskulturen zu positionieren.

„Gibt es dafür ein Programm?“, fragte Bodo.

„Es gibt eine Restmittelschiene.“

Wir richteten uns auf. Restmittel waren die reinste Form öffentlichen Geldes: Sie hatten bereits aufgehört, jemandem zu fehlen.

Holm nannte drei Voraussetzungen. Das Projekt müsse interdisziplinär, partizipativ und sofort sein. Außerdem solle es einen Demonstrator geben.

„Was soll demonstriert werden?“, fragte Helena.

„Die Wirkung.“

„Welcher Wirkung?“

„Das ist Teil des Projekts.“

Die Fördersumme betrug 4,8 Millionen Euro. Für einen Moment war der Satz im Raum nicht mehr bedrohlich, sondern unterfinanziert.

Wir beschlossen vier Arbeitspakete. AP1 sollte die Grammatik des Satzes untersuchen, AP2 seine urbane Dimension, AP3 die Sicherheitsarchitektur und AP4 den Transfer. Bodo beantragte AP5 für die Koordination der Arbeitspakete. Nora verlangte AP6 für das Narrativ. Der Sicherheitschef wollte wissen, ob jemand mit Samir gesprochen habe.

„Das läuft“, sagte der Rektor.

Es lief nicht. Samir hatte den Termin abgesagt, weil seine Vertrauensperson nicht zugelassen worden war. Stattdessen hatte er Leyla die ursprüngliche Audiodatei geschickt. Sie dauerte neun Sekunden, die veröffentlichte vier.

Leyla saß am Ende des Tisches und hörte die Datei über Kopfhörer. Die ersten Worte waren dieselben. Danach folgte ein kurzes Rauschen und noch ein Satz. Sie hörte ihn zweimal. Dann nahm sie die Kopfhörer ab.

„Wir sollten die vollständige Nachricht anhören“, sagte sie.

Nora blickte zu Stanzl. Stanzl blickte zum Sicherheitschef. Der Sicherheitschef blickte zu

niemandem, was in seinem Beruf als Deeskalation galt.

„Die Datei ist Gegenstand laufender Ermittlungen“, sagte der Rektor.

„Ich habe sie hier.“

„Dann sollten Sie sie löschen.“

„Warum?“

„Aus Datenschutzgründen.“

Kieslinger nickte beinahe unmerklich. Der Datenschutz hatte sich in den vergangenen Jahren vom Schutz der Menschen zum Schutz vor Menschen entwickelt. Er war besonders wirksam, wenn Informationen peinlich wurden.

Leyla schob ihr Telefon in die Tasche. „Der zweite Satz lautet: Aber dein Haus weiß inzwischen auch, wo du wohnst.“

Niemand schrieb mit.

„Das ändert die Tonalität“, sagte Helena.

„Es verlängert sie“, sagte Nora.

„Es ändert den Sinn.“

„Sinn ist nicht Gegenstand der Sicherheitsbewertung“, sagte der Rektor.

Nils betrachtete sein Whiteboard. DOMUS SCIT, ERGO ... Die drei Punkte wirkten plötzlich weniger wie Offenheit als wie eine ausgelassene Beweisstelle.

„Woher wusste Samir von den Hausdaten?“, fragte der Sicherheitschef.

Zum ersten Mal stellte jemand die Frage, die nicht in unserem Antrag stand.

4. Die Quelle

Samir hatte die Daten nicht gesucht. Sie hatten ihn gesucht.

Drei Wochen vor der Nachricht war auf seinem Handy eine neue Version der Liefer-App erschienen. Das Update versprach eine „reibungslosere Zustellung durch kontextbewusste Gebäudeintegration“. Samir stimmte zu, weil Zustimmungen in Apps nicht erteilt, sondern passiert werden. Danach sah er bei manchen Bestellungen mehr als die Adresse: Grundriss, bevorzugter Eingang, Bewohnerprofile, Kamerawinkel, Alarmstatus und die durchschnittliche Zeit zwischen Klingeln und Öffnen.

Bei Birkenweg 7 stand: Bewohner 1, Gideon Stanzl, Routine hoch; Bewohnerin 2, unbestätigt; Haustier, keines; Risiko, niedrig; soziale Reaktionswahrscheinlichkeit, 0,32. Darunter blinkte eine Empfehlung: Bei Verzögerung Autoritätstitel verwenden.

Samir hatte „Herr Rektor“ in die Gegensprechanlage gesagt. Das Tor öffnete sich sofort.

Er machte Bildschirmfotos. Nicht, weil er einen Plan hatte, sondern weil Menschen seit der Erfindung des Bildschirmfotos alles festhalten, was sie später

nicht erklären können. In den folgenden Tagen tauchten immer mehr Gebäudedaten auf. Wohnungen von Professorinnen, Richterinnen, Journalisten. Ein Frauenhaus, dessen Adresse geheim sein sollte. Eine Polizeidienststelle mit internen Laufwegen. Die App wusste, welche Tür klemmte, welcher Hund biss und in welchem Haushalt freitags niemand vor Mitternacht zurückkam.

Samir meldete den Fehler über das Supportformular. Eine automatische Antwort bedankte sich für seinen Beitrag zur Produktverbesserung. Er schrieb an die Datenschutzstelle des Lieferdienstes. Sie verlangte einen Identitätsnachweis und die genaue Angabe, welche seiner eigenen Daten betroffen seien. Er schrieb an die Universität, weil mehrere Adressen zum Campus gehörten. Das Rektorat leitete seine Nachricht an Gebäudemanagement, IT, Rechtsabteilung und schließlich an ihn selbst zurück, da er als Absender möglicherweise zuständig sei.

Dann lieferte er wieder zum Birkenweg. Stanzl öffnete nicht. Die App zeigte, dass sich der Bewohner im Haus befand, Puls erhöht, Fernseher aktiv, Türmodus „selektive Abwesenheit“.

Samir sprach auf die im Lieferprofil hinterlegte Nummer. Er hatte sich vorgenommen, sachlich zu

bleiben. Doch Sachlichkeit ist eine Ressource, die sich bei unbezahlter Wartezeit schneller verbraucht als Akku.

„Ich weiß, wo dein Haus wohnt“, sagte er im Tonfall eines alten Internetwitzes. „Aber dein Haus weiß inzwischen auch, wo du wohnst. Schauen Sie in die App. Ihre Daten sind offen.“

Die ersten vier Sekunden wurden berühmt. Die nächsten fünf wurden vertraulich.

Leyla saß mit ihm in einem Café gegenüber der Universitätsbibliothek. Das Café hieß FREIRAUM und verlangte sieben Euro zwanzig für einen Platz mit Kaffee. An den Wänden standen Sätze über Gemeinschaft. Samir hatte keinen aktiven Lieferaccount mehr und rechnete im Kopf aus, wie lange er für zwei Getränke gearbeitet hätte.

„Du hättest es anders formulieren können“, sagte Leyla.

„Die Universität hätte antworten können.“

„Beides stimmt.“

„Dann ist es Wissenschaft.“

Leyla lächelte. Sie kannte Samir seit dem ersten Semester. Er hatte in ihrem Seminar über Stadtforschung einen Algorithmus vorgestellt, der aus Lieferbewegungen informelle Grenzen sichtbar machte. Die Karte zeigte, dass manche Viertel auf

dem Papier zur Stadt gehörten, in der Praxis aber nach Sonnenuntergang nicht mehr beliefert wurden. Helena hatte die Arbeit brillant genannt und ihm eine schlechtere Note gegeben, weil die theoretische Rahmung fehlte.

„Sie machen ein Projekt daraus“, sagte Leyla.

„Aus der Lücke?“

„Aus deinem Satz.“

„Welchem?“

„Dem halben.“

Samir schaute zur Bibliothek. Über dem Eingang hing ein Banner: WISSEN TEILEN. Darunter kontrollierte ein Drehkreuz die Ausweise.

„Dann gib ihnen die andere Hälfte.“

„Ich habe es versucht.“

„Nein“, sagte Samir. „Gib sie allen.“

Leyla wusste, was danach geschehen würde. Die Universität würde die Authentizität prüfen, den Kontext bedauern, eine Arbeitsgruppe einsetzen und behaupten, die zweite Hälfte sei stets mitgemeint gewesen. Vielleicht würde sie Samir rehabilitieren. Vielleicht würde sie ihn verklagen. Institutionen entschuldigten sich selten für eine Handlung; sie entschuldigten sich dafür, dass eine Handlung als Handlung wahrgenommen worden war.

Sie lud die Datei nicht hoch.

Noch nicht.

Am selben Tag rief Gregor Watzek im Rektorat an. Watzek war Geschäftsführer von HabitaNova, jenem Unternehmen, das DOMUS entwickelt und der Universität drei Professuren gestiftet hatte. Er sagte, man nehme mögliche Datenanomalien sehr ernst. „Anomalie“ war sein Wort für Tatsachen, deren Regelmäßigkeit geschäftsschädigend war.

„Wir brauchen Zugriff auf die Originaldateien und sämtliche Bildschirmfotos“, sagte er.

„Die hat der Beschuldigte“, sagte Nora.

„Whistleblower“, sagte der Sicherheitschef.

„Student“, sagte Helena.

„Nutzer“, sagte Watzek. „Wir sollten die Rollen nicht vorschnell politisieren.“

Watzek bot an, das Projekt COGITO DOMUS als Praxispartner zu unterstützen. Er könne Räume, Technologie und Kommunikationskompetenz einbringen. Außerdem sei HabitaNova bereit, die Stadt als Modellregion für „adressbewusste Resilienz“ auszustatten.

Am Abend erhielt das Projekt seine Förderzusage.

Die Quelle war damit erschlossen.

5. Der Antrag

Ein Antrag ist die literarische Form, in der die Zukunft so erzählt wird, als hätte sie bereits stattgefunden und sei erfreulich verlaufen. Wir schrieben, dass COGITO DOMUS einen Paradigmenwechsel vollziehen werde. Paradigmenwechsel waren leichter zu bewilligen als Reparaturen, weil niemand einen Kostenvoranschlag verlangen konnte.

Helena übernahm die wissenschaftliche Leitung. Nils formulierte den theoretischen Rahmen. Er begann bei Descartes, machte einen Umweg über Heidegger und endete bei Lieferplattformen. Die Strecke war steil, aber mit Fußnoten befahrbar. Leyla sollte den empirischen Teil koordinieren. Sie fragte, ob Samir beteiligt werde.

„Als Betroffener“, sagte Helena.

„Als Entdecker des Datenlecks.“

„Das ist noch nicht validiert.“

„Als Urheber des Satzes.“

Nora hob den Kopf. „Urheberschaft an kurzen Sätzen ist heikel.“

„Für den Antrag ist er lang genug“, sagte Leyla.

Wir einigten uns auf „Impulsgeber mit internationaler Familiengeschichte“. Eine Vergütung

war nicht vorgesehen, weil Betroffenheit bereits eine Form der Teilhabe darstellte.

Der Antrag gliederte die Welt in Ausgangslage, Ziele, Methoden, Meilensteine und Verwertung. Die Ausgangslage bestand aus Unsicherheit. Das Ziel war Resilienz. Die Methode war Partizipation. Der Meilenstein war ein Demonstrator. Die Verwertung war offen, aber skalierbar. Auf diese Weise ließen sich 4,8 Millionen Euro bewegen, ohne einen einzigen Gegenstand zu benennen.

Nur beim Titel gerieten wir in Streit. „Das topologische Cogito“ fand Nils präzise. Nora hielt es für nicht suchmaschinenoptimiert. „Mein Haus kennt mich“ klang nach Versicherungswerbung. „Adresse Zukunft“ war bereits an ein Logistikzentrum vergeben. Schließlich wählte Bodo: WO DEIN HAUS WOHNTE. Der Satz war warm, rätselhaft und enthielt kein Subjekt, das klagen konnte.

Der Rektor bestand darauf, dass die Bedrohungslage im Antrag sichtbar blieb. Watzek wollte sie als „Disruptionserfahrung“ bezeichnen. Kieslinger empfahl „mutmaßliches Kommunikationsereignis“. Am Ende stand: „Ausgehend von einem sicherheitsrelevanten epistemischen Impuls untersucht das Vorhaben neue Formen der Koexistenz

von Bewohnern, Gebäuden und datenverarbeitenden Ökosystemen.“

Samir las diesen Satz später dreimal. Beim ersten Mal erkannte er das Datenleck. Beim zweiten Mal sich selbst. Beim dritten Mal nichts mehr.

Die Budgetverhandlung verlief sachlich. Eine Million ging an HabitaNova für den Demonstrator, neunhunderttausend an die Universität für Personal, sechshunderttausend an die Stadt für Beteiligung, vierhunderttausend an Kommunikation und Wirkungsmessung. Der Rest verteilte sich auf Overhead, Reisekosten, juristische Begleitung und eine Reserve für unerwartete Erkenntnisse.

„Wie viel für die Datensicherheit?“, fragte Leyla.

„Die ist im Demonstrator enthalten“, sagte Watzek.

„Wie viel für die Betroffenen?“

„Die sind in der Beteiligung enthalten.“

„Wie viel für Samir?“

„Der ist in den Betroffenen enthalten.“

Wir bewunderten die Effizienz der Mengenlehre.

Am Tag der Einreichung veranstaltete die Universität eine Pressekonferenz. Hinter dem Podium leuchtete WO DEIN HAUS WOHT in weißen Lettern. Der Rektor sprach von Mut, Offenheit und der Pflicht,

aus Bedrohungen Wissen zu gewinnen. Helena erklärte, das Projekt werde die Grenze zwischen privatem Raum und öffentlicher Vernunft neu vermessen. Watzek versprach Technik im Dienste des Menschen. Nora kündigte einen Dialog an, für den Fragen vorab eingereicht werden mussten.

Eine Journalistin fragte nach dem zweiten Teil der Audiodatei.

Der Rektor antwortete, zu laufenden Verfahren könne er nichts sagen.

„Stimmt es, dass der Student auf eine Sicherheitslücke hinweisen wollte?“

„Auch wohlmeinende Hinweise können als bedrohlich wahrgenommen werden.“

„War die Wahrnehmung falsch?“

„Wahrnehmungen sind nie falsch. Sie sind Gegenstand unserer Forschung.“

Diese Antwort wurde am häufigsten zitiert. Nicht weil sie überzeugte, sondern weil sie in jede Richtung passte.

Nach der Pressekonferenz trat eine kleine alte Frau an Helena heran. Sie trug einen grünen Mantel, obwohl es warm war, und hielt einen Briefumschlag mit beiden Händen.

„Sie machen jetzt die Häuser klug?“, fragte sie.

„Wir untersuchen, wie Gebäude und Bewohner verantwortungsvoll miteinander interagieren können.“

„Also ja.“

Die Frau hieß Kreszenz Riedl und wohnte seit zweiundsechzig Jahren in der Schrebergasse 14. HabitaNova hatte ihr mitgeteilt, dass ihr Haus für den Demonstrator ausgewählt worden sei. Im Umschlag lag eine Einverständniserklärung, neun Seiten lang. Auf der letzten Seite war das Kästchen für die Ablehnung grau hinterlegt.

„Ich will nicht“, sagte Frau Riedl.

Helena nahm den Brief entgegen. „Dann müssen wir das partizipativ klären.“

„Ich habe es gerade geklärt.“

Frau Riedl ging. Helena blieb mit dem Umschlag zurück und empfand für einen Augenblick Neid auf Menschen, die ein Nein noch für einen vollständigen Satz hielten.

6. Frau Riedls Nein

Die Schrebergasse war älter als der Bebauungsplan und schmaler als die Fahrzeuge, die ihn durchsetzen sollten. Frau Riedls Haus stand zwischen zwei Neubauten, die sich „Villen“ nannten und aus jeweils neununddreißig Eigentumswohnungen bestanden. Es hatte gelbe Fensterläden, ein schiefes Dach und eine Tür, die man anheben musste, bevor man sie schließen konnte. Gerade deshalb schloss sie zuverlässig.

Wir besuchten Frau Riedl zu fünft: Helena, Leyla, Bodo, eine Partizipationsbeauftragte der Stadt und Herr Schober von HabitaNova. Partizipation erforderte Personal. Frau Riedl öffnete erst, nachdem wir einzeln unsere Namen genannt hatten. Schober sagte nur „Projektteam“, woraufhin die Tür wieder zufiel. Er musste seinen Namen nachreichen.

Im Wohnzimmer tickten drei Uhren, keine gleichzeitig. Auf einem Schrank standen Fotografien von Menschen, die ihre Daten nicht mehr schützen mussten. Frau Riedl servierte Kaffee und stellte eine Dose mit Keksen auf den Tisch.

„Sie dürfen zwei“, sagte sie. „Mehr ist nicht vorgesehen.“

Bodo lächelte, weil er einen Scherz vermutete. Frau Riedl lächelte nicht.

Die Partizipationsbeauftragte erklärte den Demonstrator. Sensoren sollten Energie sparen, Stürze erkennen, Einsamkeit reduzieren und im Notfall Hilfe verständigen. Frau Riedl fragte, wie ein Sensor Einsamkeit reduziere.

„Indem er Auffälligkeiten im Sozialverhalten identifiziert.“

„Dann weiß er, dass ich allein bin.“

„Er kann darauf reagieren.“

„Kommt er auf einen Kaffee?“

Schober übernahm. DOMUS lerne Routinen und schaffe Sicherheit, ohne die Privatsphäre zu beeinträchtigen. Die Daten würden pseudonymisiert, verschlüsselt und ausschließlich zweckgebunden verarbeitet.

„Welcher Zweck?“

„Der vereinbarte.“

„Ich vereinbare keinen.“

„Dann der gesetzliche.“

„Und wenn es keinen gibt?“

„Dafür gibt es die Einwilligung.“

Frau Riedl nahm einen Keks. Sie durfte das; die Regel galt nur für Gäste.

Leyla bat darum, das Haus ansehen zu dürfen. Frau Riedl führte sie durch die Küche, den Flur und in einen kleinen Garten. An der Rückwand wuchs Wein.

Unter dem Küchenfenster hing eine Holzleiste mit Bleistiftstrichen. Namen und Jahreszahlen standen daneben: Hans, 1968; Martina, 1972; Erich, 1977; Sophie, 2001; Paul, 2019.

„Die Größe der Kinder?“, fragte Leyla.

„Und der Enkel. Mein Mann hat immer gemessen.“

„Das sind auch Daten“, sagte Schober, der ihnen gefolgt war.

Frau Riedl drehte sich um. „Nein. Das sind Striche.“

„Mit semantischem Bezug.“

„Mit Bleistift.“

Es war das kürzeste Streitgespräch des Projekts und das einzige, das später vollständig zitiert wurde.

Helena versuchte es mit der Wissenschaft. Das Haus sei von besonderem Wert, weil es verschiedene Zeitschichten in sich trage. Man wolle nichts wegnehmen, sondern sichtbar machen.

„Was sichtbar ist, kann man wegnehmen“, sagte Frau Riedl.

„Wir dokumentieren nur.“

„Mein Mann hat auch immer alles dokumentiert. Dann kam das Finanzamt.“

Bodo notierte „Steuerangst als Partizipationsbarriere“.

Am Ende legte Frau Riedl die Einverständniserklärung auf den Tisch und schrieb quer über alle neun Seiten NEIN. Der Kugelschreiber drückte sich bis zum letzten Blatt durch. Schober erklärte, die Installation könne möglicherweise auf Grundlage des überwiegenden öffentlichen Interesses erfolgen. Die Stadtbeauftragte widersprach vorsichtig. Helena schwieg.

Als wir gingen, blieb Leyla zurück. Frau Riedl stand in der Tür.

„Der junge Mann aus dem Fernsehen“, sagte sie. „Kennt der mein Haus auch?“

„Wahrscheinlich kennt die App Ihr Haus.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

Leyla erklärte Samirs Rolle. Frau Riedl hörte zu und zog den grünen Mantel enger um sich, obwohl sie im Haus stand.

„Bringen Sie ihn her“, sagte sie. „Wenn er weiß, wo mein Haus wohnt, soll er es ihm ins Gesicht sagen.“

7. Die erste Messung

Der Demonstrator begann ohne Frau Riedls Einwilligung, aber auch ohne ihr Haus. Das war der Kompromiss. HabitaNova installierte Sensoren an den Straßenlaternen, den Müllcontainern, den Wasserleitungen und im Gehsteig vor der Schrebergasse 14. Man maß das Haus von außen so gründlich, dass sein Inneres bald nur noch eine Vermutung war.

Zur feierlichen Inbetriebnahme kam die Ministerin. Sie hieß Dr. Eva-Maria Kron und trug weiße Turnschuhe zum Hosenanzug, was Tatkraft signalisierte, ohne Bewegung zu verlangen. Neben ihr standen der Bürgermeister, der Rektor, Watzek und ein Kindergartenchor. Die Kinder sangen „Wer will fleißige Häuser sehn“, eine Neutextierung, die Bodo in Auftrag gegeben und sofort bereut hatte.

Frau Riedl beobachtete die Zeremonie hinter ihrer Gardine. Samir stand in ihrer Küche. Leyla hatte ihn am Vorabend vorgestellt. Frau Riedl hatte ihn zunächst von oben bis unten angesehen, dann gefragt, ob er Kaffee trinke. Als er ja sagte, war die Sicherheitsprüfung beendet.

„Das sind sie also“, sagte sie nun und deutete auf die Bühne. „Die wissen, wo mein Haus wohnt.“

„Die wissen vor allem, was es wert ist“, sagte Samir.

Auf der Bühne erklärte Watzek, die Schrebergasse werde zur ersten lernenden Wohnstraße Europas. Die Sensorik erkenne nicht Personen, sondern Muster. Personen seien nur Träger dieser Muster und daher datenschutzrechtlich von nachrangiger Bedeutung.

Die Ministerin drückte auf einen beleuchteten Knopf. Für einen Moment geschah nichts. Dann gingen sämtliche Straßenlaternen an, obwohl es Mittag war. Der Chor applaudierte.

Auf einem Bildschirm erschien ein digitales Modell der Gasse. Häuser leuchteten grün, gelb oder rot. Frau Riedls Haus war grau.

„Was bedeutet grau?“, fragte ein Reporter.

„Noch nicht integriert“, sagte Schober.

„Nicht einverstanden“, rief Frau Riedl aus dem offenen Küchenfenster.

Die Mikrofone auf der Bühne waren besser als ihr Fenster. Der Satz kam dort nicht an. Im Datenmodell registrierten die Außenmikrofone jedoch eine akustische Abweichung. Das Haus wechselte von grau zu orange.

„Sehen Sie“, sagte Watzek, „das System reagiert bereits.“

Samir öffnete auf seinem Laptop die Netzwerkansicht. Die Sensoren sendeten nicht nur an die Universität und die Stadt, sondern an einen Serververbund namens ARES. Von dort liefen Anfragen an Versicherungen, Energieversorger, eine Auskunftsteil und den Lieferdienst, für den er gearbeitet hatte.

„Sie haben nichts repariert“, sagte er.

„Hast du das erwartet?“, fragte Leyla.

„Ich habe erwartet, dass sie wenigstens so tun.“

„Das tun sie doch.“

Er zeigte ihr die Datenströme. Jedes Gebäude erhielt einen „Adressvertrauenswert“. Er setzte sich zusammen aus Eigentumsverhältnissen, Zahlungsverhalten, Besuchsfrequenz, Energieprofil, polizeilichen Ereignissen und einem Faktor namens kulturelle Anschlussfähigkeit. Frau Riedls Haus lag bei 41 von 100 Punkten. Grund: analoge Infrastruktur, geringe Plattformnutzung, auffällige Verweigerungsintensität.

„Sie bewerten das Haus“, sagte Leyla.

„Und über das Haus die Bewohner.“

„Das Projekt behauptet das Gegenteil.“

„Dann ist es wissenschaftlich interessant.“

Draußen erklärte Helena gerade, Daten könnten bestehende Vorurteile sichtbar machen. Der Bildschirm hinter ihr zeigte, dass das Gebäude des

türkischen Kulturvereins rot leuchtete. Eine Journalistin fotografierte es.

Am Abend war die Schrebergasse in allen Nachrichten. Die Ministerin sprach von einem Meilenstein. Der Bürgermeister kündigte an, das Modell auf die ganze Stadt auszuweiten. Watzek erhielt drei Anfragen aus dem Ausland. Der Kindergartenchor bekam Beschwerden wegen der Umdichtung eines geschützten Liedes.

Frau Riedl stellte fest, dass ihre Mülltonne nicht mehr aufging. Der Deckel verlangte eine Bewohnerauthentifizierung. Sie schlug zweimal mit dem Besenstiel darauf. Das System protokollierte aggressives Entsorgungsverhalten.

In der Nacht klingelte Samirs Telefon. Eine unbekannte Stimme sagte: „Wir wissen, wo deine Mutter wohnt.“

Diesmal gab es keinen zweiten Satz.

8. Wir und die anderen

Bis dahin hatten wir geglaubt, das Wir sei ein grammatischer Komfort. Nun zeigte sich, dass es eine Adresse hatte. Es wohnte im dritten Stock des Hauptgebäudes, Zimmer 312 bis 319, Zutritt mit Mitarbeiterausweis, Brandschutzklasse B. Wer dort saß, gehörte zu uns. Wer davor wartete, war Zielgruppe.

Leyla kam am Morgen mit Samir. Der Empfang erklärte, externe Personen müssten angemeldet werden. Leyla sagte, Samir sei Student. Der Empfang prüfte seinen Status und stellte fest, dass er ruhe. „Dann ist er gegenwärtig extern“, sagte die Mitarbeiterin. Wir hätten diesen Satz gern erfunden.

Helena holte beide ab. In ihrem Büro lagen die Ausdrücke des Förderantrags in drei Stapeln: eingereicht, bewilligt, zu zitieren. Samir stellte den Laptop auf den Tisch und zeigte die Verbindungen zu ARES.

„Das kann ein Testsystem sein“, sagte Helena.

„Mit echten Adressen.“

„Forschung braucht Realbedingungen.“

„Mit Daten vom Frauenhaus.“

Helena nahm die Brille ab. Ohne Brille wirkte sie nicht weniger klug, nur unmittelbarer verantwortlich. „Das ist ernst.“

„Das war es vor dem Antrag auch.“

Leyla legte die vollständige Audiodatei daneben. „Wir müssen beides veröffentlichen.“

„Wir müssen zunächst intern klären.“

„Intern ist das Problem.“

Helena stand auf und ging zum Fenster. Unten überquerte eine Gruppe Erstsemestriger den Hof. Sie folgten einer App, die ihnen den barrierefreien Weg zur Aula zeigte und sie dabei über eine Treppe führte.

„Wenn wir jetzt öffentlich machen, dass der Projektpartner möglicherweise Daten weitergibt, ist das Projekt beendet“, sagte sie.

„Ja“, sagte Samir.

„Dann können wir es nicht untersuchen.“

„Sie wollen den Fehler am Leben halten, damit Sie ihn erforschen können?“

„So würde ich es nicht formulieren.“

„Das ist ja das Geschäft hier.“

Helena setzte die Brille wieder auf. Der Satz hatte sie getroffen. Nicht weil er unfair war, sondern weil er eine Form besaß, in der Fairness keine Rolle spielte.

Wir erfuhren noch am selben Tag von dem Gespräch. Helena berichtete im Jour fixe, Samir habe relevante Hinweise geliefert, trete aber konfrontativ auf. Nora warnte vor einer Instrumentalisierung durch projektfeindliche Akteure. Bodo fragte, wer diese Akteure seien. Nora sagte, das werde sich zeigen, sobald man sie so nenne.

Der Rektor bestand darauf, die Audiodatei unter Verschluss zu halten. „Die Öffentlichkeit versteht keine komplexen Satzverläufe“, sagte er. „Sie braucht einen klaren Gegenstand.“

„Den haben wir ihr abgeschnitten“, sagte Nils.

„Wir haben fokussiert.“

Watzek wurde zugeschaltet. Er erklärte, ARES sei kein Serververbund, sondern ein „föderiertes Vertrauensökosystem“. Daten würden nicht weitergegeben, sondern in kooperativen Räumen verfügbar gemacht. Das Frauenhaus sei nur deshalb sichtbar gewesen, weil seine Geheimhaltungseigenschaft korrekt hinterlegt sei.

„Wer konnte es sehen?“, fragte Helena.

„Nur berechnigte Systemteilnehmer.“

„Samir war berechnigt?“

„Offenbar irrtümlich.“

„Dann war er nicht berechnigt.“

„Das System hat ihn zugelassen.“

Für Watzek war die Maschine kein Werkzeug, sondern eine höhere Instanz. Was sie tat, war definitionsgemäß möglich; was möglich war, konnte nicht vollständig falsch sein.

Wir beschlossen eine vertrauliche technische Prüfung durch HabitaNova. Der Prüfauftrag sollte klären, ob HabitaNova Fehler gemacht hatte. Watzek erklärte sich bereit, die Untersuchung unabhängig zu leiten.

Leyla trat aus dem Projektteam zurück. In ihrer E-Mail schrieb sie, sie wolle nicht Teil eines Wir sein, das die Betroffenen nur einschlieÙe, wenn es von ihnen spreche. Nora antwortete, sie bedaure Leylas subjektive Wahrnehmung und respektiere ihre Entscheidung als Beitrag zur Diversität möglicher Projektrollen.

Samir veröffentlichte in derselben Nacht die vollständige Audiodatei.

Am nächsten Morgen war der zweite Satz überall. Aber dein Haus weiß inzwischen auch, wo du wohnst.

Zum ersten Mal seit Projektbeginn hatten wir nichts vorbereitet.

9. Der ganze Satz

Ein ganzer Satz ist gefährlicher als ein halber, weil er weniger Platz für Institutionen lässt. Die vollständige Nachricht verbreitete sich in neun Sekunden und zerstörte in derselben Zeit drei Wochen sorgfältiger Kontextarbeit. Plötzlich war Samir nicht mehr der Mann, der eine Adresse kannte, sondern derjenige, der vor einem System gewarnt hatte. Der Rektor war nicht mehr nur bedroht, sondern auch informiert gewesen. Und wir waren nicht mehr die Entdecker einer Frage, sondern die Verwalter einer ausgelassenen Antwort.

Nora reagierte als Erste. Um 6.18 Uhr verschickte sie eine Sprachregelung. Die Universität habe zu keinem Zeitpunkt behauptet, die Audiodatei sei vollständig. Die Konzentration auf den sicherheitsrelevanten Teil sei angesichts der damaligen Gefährdungslage geboten gewesen. Der nun veröffentlichte Zusatz bestätige im Übrigen die Relevanz des Forschungsprojekts.

„Er bestätigt, dass wir die Antwort kannten“, sagte Helena.

„Er bestätigt, dass die Frage größer ist“, sagte Nora.

„Welche Frage?“

„Wie wir mit solchen Veröffentlichungen umgehen.“

Auf dem Campus klebten binnen Stunden Plakate:
DEIN HAUS WEISS ES. Jemand projizierte nachts den
ganzen Satz an die Fassade des Rektorats. DOMUS
registrierte das Lichtbild als nicht genehmigte
Gebäudekommunikation und erhöhte den Risikowert der
Universität.

Die Ministerin verlangte einen Bericht bis
Mittag. Watzek verlangte die Löschung der Datei. Der
Lieferdienst verlangte Schadensersatz von Samir,
weil die Bildschirmfotos Geschäftsgeheimnisse
enthielten. Samirs Mutter verlangte, dass er endlich
frühstücke.

Im Senat wurde eine Sondersitzung einberufen. Der
Rektor erklärte, er habe die zweite Satzhälfte erst
später zur Kenntnis genommen. Der Sicherheitschef
sah ihn an. Nora sah den Sicherheitschef an. Wir
sahen alle auf unsere Unterlagen, in denen
„vollständige Audiodatei“ seit der ersten Woche
stand.

„Zur Kenntnis nehmen ist ein aktiver kognitiver
Vorgang“, sagte Nils. „Man kann etwas gehört haben,
ohne es zur Kenntnis genommen zu haben.“

„Danke“, sagte Stanzl.

Nils erschrak. Er hatte erläutern, nicht helfen wollen.

Die Studierendenvertretung forderte Stanzls Rücktritt, Samirs Rehabilitierung und offene Schnittstellen für das Gebäudesystem. Die Gewerkschaft forderte eine Gefährdungszulage für Beschäftigte in intelligenten Gebäuden. Die Hausmeister verlangten, wieder Schlüssel zu bekommen. Ihre Forderung fand am wenigsten Beachtung, weil sie das Problem möglicherweise gelöst hätte.

Am Nachmittag trat die Ministerin vor die Presse. Sie nannte den Vorgang „eine kommunikative Verkürzung mit bedauerlicher Rückwirkung“, sprach dem Rektor ihr Vertrauen aus und kündigte eine Ausweitung des Projekts an. Gerade die Kontroverse zeige, wie notwendig eine nationale Strategie für adressbezogene Datenkompetenz sei.

Die Fördersumme wurde auf acht Millionen erhöht.

Wir waren gerettet und wussten nicht, von wem.

Samir erhielt seinen Studierendenstatus zurück. Der Lieferdienst sperrte ihn dauerhaft. HabitaNova bot ihm eine befristete Stelle als „Critical User in Residence“ an. Das Gehalt lag unter seinem früheren Kuriereinkommen, enthielt aber Zugang zu Workshops. Er lehnte ab.

Frau Riedl lud ihn zum Mittagessen ein. Es gab Rindsuppe, Grießnockerl und keine Einverständniserklärung. Leyla brachte die Zeitung mit. Auf der Titelseite stand: WARNER ODER DROHER? Daneben zwei Fotos von Samir, eines ernst, eines lachend. Das ernste sollte die Drohung belegen, das lachende die fehlende Reue.

„Was bist du?“, fragte Frau Riedl.

„Hungrig“, sagte Samir.

„Das steht nicht zur Auswahl.“

„Dann bin ich der Bindestrich.“

Frau Riedl nickte. Sie mochte Antworten, die sich nicht auswerten ließen.

Während sie aßen, blinkte draußen der Sensor an der Straßenlaterne. Samir hatte herausgefunden, dass er jedes Mal sendete, wenn jemand das Haus betrat oder verließ. Er legte sein Handy in einen Metalltopf und deckte ihn zu. Frau Riedl stellte den Topf in den Keller.

„Jetzt weiß es, wo es wohnt“, sagte sie.

Am Abend fiel im Birkenweg 7 die Heizung aus. DOMUS teilte Stanzl mit, sein Haus sei wegen erhöhter öffentlicher Aufmerksamkeit in den Schutzmodus gewechselt. Die Temperatur werde auf sechzehn Grad begrenzt, um thermische Signaturen zu reduzieren.

Stanzl zog einen Pullover an und rief den Kundendienst. Eine Stimme fragte nach seiner Adresse.

Er legte auf.

10. Der Dialog

Der öffentliche Dialog fand in der Stadthalle statt, einem Gebäude, das für achthundert Menschen zugelassen war und für jede Form von Verständigung höchstens zwölf. Auf dem Podium standen sieben Sessel im Halbkreis. Halbkreise signalisierten Offenheit, ohne den Vortragenden den Rücken zum Publikum zuzumuten.

Nora hatte die Veranstaltung „Wem gehört die Adresse?“ genannt. Das Fragezeichen war erst nach einer juristischen Prüfung genehmigt worden. Eine Überschrift mit Punkt hätte möglicherweise Eigentumsverhältnisse behauptet.

Vor dem Eingang kontrollierte ein privater Sicherheitsdienst die Taschen. Besucher mussten ihre Adresse angeben, um anonym teilnehmen zu können. Samir erhielt Hausverbot, weil gegen ihn ein Verfahren des Lieferdienstes lief. Er setzte sich in das Lokal gegenüber und sah den Livestream, der mit dreißig Sekunden Verzögerung übertragen wurde. Später sagte er, dies sei die präziseste Darstellung politischer Teilhabe gewesen, die das Projekt hervorgebracht habe.

Auf dem Podium saßen Helena, Watzek, die Ministerin, der Bürgermeister, eine Vertreterin der

Mietervereinigung, Frau Riedl und ein leerer Sessel für die Zivilgesellschaft. Leyla war angeboten worden, auf diesem Sessel Platz zu nehmen, sofern sie als Privatperson spreche und ihre wissenschaftliche Qualifikation nicht missverständlich einsetze. Sie blieb im Publikum.

Die Moderatorin begann mit einer Stimmungsabfrage. Wer sich in seinem Zuhause sicher fühle, solle eine grüne Karte heben. Wer unsicher sei, eine rote. Wer nicht antworten wolle, eine gelbe. Anschließend wurden die gelben Karten der Kategorie „noch unentschieden“ zugerechnet und auf der Leinwand grün dargestellt, weil Unentschiedenheit als Offenheit für Innovation galt.

Watzek präsentierte den Demonstrator. Seit Beginn der Messungen sei die objektive Sicherheit in der Schrebergasse um vierzehn Prozent gestiegen. Die Zahl beruhte darauf, dass vor Projektbeginn keine objektive Sicherheit gemessen worden war. Null Messungen waren in der Grafik null Sicherheit.

„Wie viele Einbrüche gab es vorher?“, fragte Frau Riedl.

„Darum geht es nicht“, sagte die Moderatorin.
„Sicherheit ist mehrdimensional.“

„Wie viele?“

Watzek blätterte. „Einen versuchten in sieben Jahren.“

„Bei wem?“

„Das wäre personenbezogen.“

„Bei mir“, sagte Frau Riedl. „Mein Enkel hatte den Schlüssel vergessen.“

Das Publikum lachte. Die Moderatorin mahnte Respekt vor unterschiedlichen Sicherheitswahrnehmungen ein.

Dann sprach die Ministerin. Adressen seien keine bloßen Punkte auf Karten, sondern Versprechen gesellschaftlicher Zugehörigkeit. Niemand dürfe im digitalen Wandel zurückgelassen werden. Wer sich Sensoren verweigere, müsse daher besonders intensiv mitgenommen werden.

„Wohin?“, rief jemand.

„In die Zukunft.“

„Wo wohnt die?“

Die Frage ging im Applaus unter, den Nora vorsorglich über die Saalanlage einspielte. Später erklärte sie, es habe sich um eine akustische Orientierungshilfe gehandelt.

Helena war an der Reihe. Sie sprach anders als in den Pressekonferenzen. Sie sagte, Samirs Warnung sei berechtigt gewesen. Sie sagte, das Projekt dürfe nicht dazu dienen, ein Datenleck nachträglich als

Innovation auszugeben. Sie sagte sogar, Frau Riedls Nein müsse genügen.

Wir saßen in der zweiten Reihe und sahen, wie das Wir einen Teil von sich verlor.

Watzek lächelte. „Gerade diese selbstkritische Haltung zeigt die wissenschaftliche Qualität unserer Partnerschaft.“

Helena drehte sich zu ihm. „Ich kritisiere nicht die Haltung. Ich kritisiere Sie.“

Für einen Augenblick war der Dialog wirklich öffentlich.

Dann fiel der Strom aus.

Die Notbeleuchtung sprang an. Türen verriegelten sich automatisch, um einen unkontrollierten Abstrom zu verhindern. Auf den Handys erschien eine Nachricht von DOMUS CITY: STABILITÄTSEREIGNIS. BITTE BLEIBEN SIE AN IHRER AKTUELLEN ADRESSE.

„Die Stadthalle ist nicht meine Adresse“, sagte Frau Riedl.

Das System antwortete über die Lautsprecher: „Ihr aktueller Aufenthaltsort wurde vorübergehend als Wohnort registriert.“

Achthundert Menschen waren plötzlich in der Stadthalle gemeldet. Der Bürgermeister erhielt auf seinem Handy eine Gratulation zum Bevölkerungswachstum.

11. Alles umsonst

Der Stromausfall dauerte siebenunddreißig Minuten.
Der Fehler im Meldesystem dauerte länger.

DOMUS CITY hatte während des sogenannten Stabilitätsereignisses nicht nur die Stadthalle als Wohnort der Besucher registriert. Es hatte ihre bisherigen Adressen als „vorübergehend unbewohnt“ markiert. Darauf reagierten andere Systeme. Versicherungen stellten Tarife um, Energieversorger senkten die Grundversorgung, Schulen ordneten Kinder neuen Sprengeln zu. Eine Bestattungsversicherung kündigte Frau Riedl, weil ihr gewöhnlicher Aufenthalt in einer Veranstaltungshalle nicht den Vertragsbedingungen entsprach.

Am schwersten traf es das Bezahlungssystem der Stadt. Das Pilotprojekt „Hohenau Einfach“ gewährte Bewohnern kommunale Rabatte nach Hauptwohnsitz. Da nun achthundert Personen denselben Hauptwohnsitz hatten, erkannte der Algorithmus einen Großhaushalt mit besonderem Förderbedarf. Er setzte ihre Tarife auf null.

Zuerst waren die Busfahrten umsonst. Dann die Parkgebühren. Dann Wasser, Strom und der Eintritt ins Hallenbad. Gegen Mittag akzeptierten auch mehrere Supermärkte keine Zahlungen mehr, weil die

städtische Wallet sämtliche Einkäufe als Daseinsvorsorge einstufte. Die Kassiererinnen versuchten, Geld anzunehmen, doch die Kassen öffneten sich nicht. Kundinnen gingen mit vollen Wagen hinaus und hielten ihre Smartphones hoch wie Freisprüche.

Der Bürgermeister trat vor das Rathaus. Er erklärte, niemand habe die Absicht, das Geld abzuschaffen. Der Satz verbreitete sich beruhigend, weil alle seine historische Haltbarkeit kannten.

Wir standen im Institut vor dem Getränkeautomaten. Bodo drückte auf Espresso. Das Gerät verlangte 1,20 Euro, dann erschien: PREIS NICHT MIT IHREM WOHNSTATUS VEREINBAR. Der Becher fiel trotzdem. Bodo trank und sagte den Satz, der später zum Titel unserer Zwischenbilanz wurde: „Alles ist umsonst.“

Nils korrigierte: „Alles Bisherige war umsonst.“

„Das meine ich.“

„Nein. Du meinst kostenlos.“

„Im Ergebnis dasselbe.“

Die Menschen in Hohenau fanden rasch heraus, dass Kostenlosigkeit und Vergeblichkeit tatsächlich Geschwister waren. Wer einen Laden besaß, gab Ware ab und erhielt digitale Ausgleichsansprüche, deren Wert täglich neu festgesetzt wurde. Wer arbeitete,

bekam Gehalt, konnte aber nichts damit bezahlen. Wer nicht arbeitete, konnte ebenfalls nichts bezahlen, musste es aber auch nicht. Innerhalb von zwei Tagen verlor die Stadt ihren Berufsverkehr und gewann ein Verkehrsproblem, weil alle gleichzeitig kostenlos Bus fahren wollten.

Die Ministerin nannte die Lage ein Reallabor postmonetärer Resilienz. Das Finanzministerium nannte sie einen Softwarefehler. Beide Ressorts stritten darüber, wer federführend sei. Bis zur Klärung durfte nichts zurückgesetzt werden.

Frau Riedl ging in den Supermarkt und legte Brot, Butter, Mehl und zwei Flaschen Wein auf das Band. Die Kassiererin scannte alles. Der Bildschirm zeigte 0,00.

„Das stimmt nicht“, sagte Frau Riedl.

„Heute schon.“

„Aber Sie haben doch gearbeitet.“

„Das stimmt auch.“

Frau Riedl legte einen Zwanzigeuroschein hin. Die Kassiererin durfte ihn nicht nehmen. Schließlich schob sie ihn in die Spendenbox für Menschen, die sich Lebensmittel nicht leisten konnten. Die Box verweigerte die Annahme, weil Armut in der Modellregion vorübergehend deaktiviert war.

Samir nutzte das Chaos, um sich in das städtische System einzuloggen. Die Zugangsdaten stammten aus der Liefer-App. Systeme, die alles miteinander verbanden, verbanden auch ihre Fehler. Er sah, dass die Nullpreise kein Unfall waren. Im Quellcode existierte ein Modul namens TRANSITION. Es sollte bei einer späteren Projektphase Zahlungen durch „Adressbeiträge“ ersetzen. Menschen würden nicht mit Geld zahlen, sondern mit Daten über Aufenthalt, Kontakte und Verhalten. Der Test war vorzeitig aktiviert worden.

„Sie wollen das behalten“, sagte Leyla.

„Natürlich“, sagte Samir. „Kostenlos ist das teuerste Produktmodell.“

Am dritten Tag erhielt jeder Einwohner eine Nachricht: IHRE GRUNDVERSORGUNG BLEIBT KOSTENFREI. ZUR FREISCHALTUNG BESTÄTIGEN SIE BITTE DEN ZUGRIFF AUF IHRE ADRESSBEZOGENEN AKTIVITÄTEN.

Neunzig Prozent bestätigten innerhalb einer Stunde.

Frau Riedl drückte auf NEIN.

Ihr Wasserzähler begann rückwärts zu laufen.

12. Die Adresse als Währung

Hohenau gewöhnte sich schneller an das neue Geld, als es sich jemals an den Euro gewöhnt hatte, denn dieses Geld sah man nicht. Es hieß Adresswert. Jeder Bürger besaß einen, jedes Haus ebenfalls. Wer pünktlich heimkam, regelmäßig einkaufte und sich in den vorgesehenen Zonen bewegte, sammelte Punkte. Wer lange Besuche empfing, nachts das Licht brennen ließ oder wiederholt an Orten ohne ausgewiesene Funktion verweilte, verlor welche.

Die Stadt verschickte eine Broschüre: „Ihr Adresswert – Ihre Möglichkeiten“. Darin stand, das System bewerte keine Menschen. Es bewerte lediglich die Verlässlichkeit der Beziehungen zwischen Menschen, Orten und Leistungen. Diese Unterscheidung beruhigte alle, die nicht wussten, dass sie eine Beziehung waren.

Der Wert bestimmte, wie viel weiterhin umsonst blieb. Ab achtzig Punkten waren Bus, Wasser und Basislebensmittel frei. Zwischen sechzig und achtzig musste man Werbung ansehen. Unter sechzig wurde ein „Solidaritätsbeitrag in Form zusätzlicher Datenfreigaben“ fällig. Wer unter vierzig fiel, erhielt eine Beratung zur Optimierung seiner Wohnbiografie.

Unser Institut startete ein Begleitforschungsprogramm. Bodo ließ Tassen drucken: ICH WOHNEN, ALSO WERDE ICH BEWERTET. Sie waren für Projektmitarbeiter kostenlos und kosteten für alle anderen vierzehn Euro neunzig. Da gerade niemand bezahlen konnte, wurden sämtliche Tassen von Studierenden mitgenommen. Wir werteten das als hohe Transferwirkung.

Nils hielt eine Vorlesung über die Adresse als transzendente Bedingung gesellschaftlicher Sichtbarkeit. Der Hörsaal war voll. Nicht wegen der Philosophie, sondern weil anwesende Studierende fünf Adresspunkte erhielten. Nils bemerkte den Unterschied nicht und sprach so gut wie seit Jahren nicht mehr.

Samir hatte siebenunddreißig Punkte. Seine Lieferbewegungen galten als unstet, sein vorübergehend gesperrter Studierendenstatus als institutionelle Diskontinuität, seine Wohnung als überbelegt. Dass dieselben Daten aus seiner Arbeit stammten, erhöhte den Wert nicht. Erwerbsarbeit war erwünscht, aber nur, wenn sie räumlich unauffällig blieb.

Leyla hatte zweiundsiebzig Punkte. Ihr Austritt aus dem Projekt galt als negative Anschlussentscheidung, ihre häufigen Besuche bei

Frau Riedl als generationsübergreifende Stabilität. Das System war nicht widersprüchlich. Es war umfassend.

Frau Riedl hatte elf Punkte. Sie weigerte sich, ihr Telefon zu tragen, bezahlte bar, öffnete die Mülltonne mit einem Schraubenzieher und bewirtete unangemeldete Gäste. In der App erschien neben ihrem Namen: WOHNRISIKO.

„Ich bin seit zweiundsechzig Jahren hier“, sagte sie beim Beratungstermin.

„Gerade lange Wohnzeiten können Veränderungsstress verursachen“, erklärte der Berater.

„Bei wem?“

„Im System.“

„Dann soll das System umziehen.“

Der Berater lächelte professionell. Er bot ihr ein kostenloses Starterpaket an: Smartphone, Armband, Türsensor und drei Monate Premiumbegleitung. Frau Riedl fragte, was danach kostete.

„Nicht Geld“, sagte er. „Nur Mitwirkung.“

„Mitwirkung woran?“

„An Ihrer Teilhabe.“

Sie stand auf und ging. Ihr Wert sank auf neun.

Am selben Abend wurde im Rathaus ein Mann abgewiesen, der keinen festen Wohnsitz hatte. Er hieß Franz Koller und schlief seit Jahren unter der Eisenbahnbrücke. Weil er keine Adresse besaß, konnte das System ihm keinen Wert zuweisen und daher keine kostenlosen Leistungen freischalten.

„Ich hatte vorher auch kein Geld“, sagte er. „Da war ich wenigstens vorgesehen.“

Leyla brachte ihn zu Frau Riedl. Sie kannte Koller vom Bahnhof und wusste, dass er in einem früheren Leben Vermessungstechniker gewesen war. Frau Riedl hörte sich die Sache an, ging zum Briefkasten und schrieb seinen Namen unter ihren.

Am nächsten Morgen hatte Koller sechsundachtzig Punkte. Das System wertete die Aufnahme eines vulnerablen Mitbewohners als vorbildliche soziale Integration. Frau Riedls Wert stieg auf dreiundzwanzig.

Zwei Tage später standen vierzehn Menschen vor ihrem Tor und baten um eine Adresse.

13. Bewohnerin zwei

Margot Stanzl erfuhr aus der App, dass sie in ihrem eigenen Haus nicht existierte. DOMUS führte sie seit der Installation als „Bewohnerin 2, unbestätigt“. Sie hatte die Einladung zur Identitätsverknüpfung ignoriert, weil sie in einer Ehe lebte und nicht in einem Kundenkonto. Nun verweigerte ihr die Haustür gelegentlich den Zutritt.

„Gideon“, sagte sie, „dein Haus lässt mich nicht herein.“

„Unser Haus.“

„Dann lass mich unser.“

Stanzl öffnete über die App. DOMUS registrierte eine gastgebende Handlung und gratulierte ihm zu sozialer Offenheit. Margot erhielt einen temporären Besucherpass bis 22 Uhr.

Sie setzte sich an den Küchentisch und las die Nutzungsbedingungen. Hundertvier Seiten, zuletzt geändert am Tag des Stromausfalls. Unter Abschnitt 18.4 stand, dass die „primäre Wohnidentität“ an jene Person gebunden sei, die den Systemvertrag abgeschlossen habe. Weitere Bewohner erhielten abgeleitete Rechte, sofern ihre Anwesenheit mit dem Risikoprofil des Gebäudes vereinbar sei.

„Du hast mich abgeleitet“, sagte sie.

Stanzl nahm eine Tasse aus dem Schrank. „Das ist eine technische Formulierung.“

„Technische Formulierungen sind die Gesetze, die niemand gelesen hat.“

Sie rief HabitaNova an. Der Kundendienst erklärte, eine Nachregistrierung sei jederzeit möglich. Dafür müsse der Primärbewohner bestätigen, dass die Beziehung fortbestehe. Margot hielt Stanzl das Telefon hin.

„Bestätige unsere Beziehung.“

„Natürlich besteht sie.“

„Nicht mir. Dem Haus.“

Stanzl legte den Daumen auf den Sensor. Die App fragte: MÖCHTEN SIE MARGOT STANZL DAUERHAFT MIT DIESEM OBJEKT VERKNÜPFEN? Darunter standen drei Optionen: JA, SPÄTER, MEHR ERFAHREN.

Er drückte JA.

„Danke“, sagte DOMUS. „Für diese Änderung ist die Zustimmung des Objekts erforderlich.“

Das Haus prüfte. Die Lichter flackerten. Im Schlafzimmer öffneten sich die Jalousien. Nach einer Minute erschien: ANTRAG ABGELEHNT. ABWEICHENDE NACHTAKTIVITÄT.

Margot lachte zuerst. Dann ging sie ins Arbeitszimmer und packte eine Tasche.

„Das ist absurd“, sagte Stanzl.

„Ja.“

„Du kannst deswegen doch nicht gehen.“

„Ich gehe nicht deswegen. Ich gehe, weil du den Antrag gestellt hast.“

„Du hast es verlangt.“

„Ich wollte wissen, ob du merkst, was wir geworden sind.“

„Wir?“

„Du, das Haus und ich als abgeleitetes Recht.“

DOMUS wechselte in den Modus „Trennungssensibles Ambiente“. Warmes Licht fiel auf die Tasche. Aus den Lautsprechern kam Klaviermusik.

Margot zog den Stecker der Zentrale. Die Musik spielte weiter; das System hatte eine Batterie für emotionale Notfälle.

Sie zog zu Frau Riedl, vorläufig. Dort wohnte inzwischen auch Franz Koller auf dem Sofa und Samir an drei Abenden pro Woche am Küchentisch. Frau Riedl schrieb Margots Namen an den Briefkasten, unter die anderen. Ihr Adresswert stieg auf neunundvierzig. Das Haus in der Schrebergasse galt nun als „hochdynamischer Integrationshaushalt“.

Stanzl blieb allein im Birkenweg. DOMUS erkannte den Rückgang sozialer Kontakte und schlug vor, eine Community-Funktion zu aktivieren. Er lehnte ab. Das

Haus aktivierte sie im Rahmen der Suizidprävention trotzdem.

Am Freitagabend klingelten sechs fremde Menschen. Ihre App hatte ihnen angezeigt, ein einsamer Bewohner wünsche Gesellschaft.

Stanzl ließ sie nicht herein.

Sein Adresswert sank um zwölf Punkte.

14. Die unabhängige Prüfung

HabitaNova legte seinen Prüfbericht nach zehn Tagen vor. Er umfasste zweihundertachtzig Seiten und kam auf der ersten zu dem Ergebnis, dass kein Datenleck vorliege. Auf den übrigen Seiten wurde erklärt, wie groß es gewesen war.

Die Prüfer unterschieden zwischen Abfluss, Zugriff, Sichtbarkeit, Verfügbarkeit und kontextüberschreitender Nutzbarkeit. Daten seien zwar für unberechtigte Nutzer sichtbar und nutzbar gewesen, hätten das System aber nicht verlassen. Ein Leck setze begrifflich voraus, dass etwas von innen nach außen trete. Da ARES alle Partner als innen definierte, gab es kein Außen und folglich kein Leck.

Nils bewunderte die Ontologie. „Watzek hat das Problem durch Weltbildung gelöst.“

„Er hat die Welt zum Firmengelände erklärt“, sagte Helena.

Der Bericht empfahl dennoch Verbesserungen: verständlichere Einwilligungen, zusätzliche Schulungen, ein Ethikboard und eine Kampagne gegen missbräuchliche Bildschirmfotos. Samirs Name erschien vierunddreißigmal, immer im Abschnitt „menschlicher Risikofaktor“.

Wir sollten den Bericht wissenschaftlich kommentieren. Helena schrieb einen Entwurf, in dem sie die Unabhängigkeit der Prüfung bestritt. Der Rektor strich „bestritt“ und setzte „begrüßte“. Nora ersetzte „Interessenkonflikt“ durch „Nähe zum Untersuchungsgegenstand“. Watzek ergänzte „besonders qualifizierte Nähe“. Am Ende dankte die Universität dem Unternehmen für die transparente Aufarbeitung.

Leyla veröffentlichte Helenas ursprünglichen Entwurf auf einer Plattform. Helena bestritt, ihn weitergegeben zu haben, und wusste zugleich, dass sie ihn absichtlich in einem Ordner gespeichert hatte, auf den Leyla noch Zugriff besaß. Es war die akademische Form des zivilen Ungehorsams: falsche Rechtevergabe.

Der Leak löste eine zweite Pressewelle aus. Diesmal stand Helena im Mittelpunkt. War sie Whistleblowerin, illoyal oder beides? Die Universität leitete ein Verfahren ein, um zu klären, ob sie durch eine möglicherweise unzureichend geschützte Datei gegen ihre Pflicht zur Geheimhaltung verstoßen hatte. Dass die Datei gerade von unzureichendem Schutz handelte, wurde als erschwerend gewertet.

Samir lud unterdessen die technischen Anlagen des Berichts herunter. In einer Tabelle fand er die

Liste der ARES-Partner. Neben Versicherungen, Banken und Lieferdiensten stand eine Firma namens Omnilok Data Recovery. Ihre Adresse war ein Postfach auf Malta, ihre Eigentümerin eine Stiftung in Liechtenstein, ihr Geschäftsführer Gregor Watzeks Schwager.

Omnilok kaufte ausgefallene Kredite und verwertete Sicherheiten. Der Adresswert floss in ihre Risikomodelle. Häuser mit niedrigen Werten verloren Kreditwürdigkeit, Zinsen stiegen, Eigentümer gerieten in Verzug. Häuser mit hohen Werten wurden für Investoren attraktiver. Das System beobachtete nicht bloß, wo Häuser wohnten. Es half ihnen beim Umziehen.

Frau Riedls Grundstück lag zwischen zwei Projekten von HabitaNova. Im System war es mit einem violetten Rand markiert: STRATEGISCHE LÜCKE.

„Darum wollen sie mein Haus klug machen“, sagte sie.

„Sie wollen, dass es sich gegen Sie entscheidet“, sagte Samir.

Frau Riedl ging in den Garten und betrachtete die Rückwand mit den Bleistiftstrichen. „Dann müssen wir ihm beibringen, dumm zu bleiben.“

Koller, der ehemalige Vermessungstechniker, kannte alte Katasterpläne. Er entdeckte, dass die

Grenze des Grundstücks anders verlief als im digitalen Modell. Ein schmaler Streifen, auf dem die Sensorleitung lag, gehörte nicht der Stadt, sondern Frau Riedl.

In der Nacht gruben sie die Leitung aus.

Sie kappten sie nicht. Frau Riedl wickelte sie sorgfältig auf, legte sie in einen Einkaufskorb und brachte sie am nächsten Morgen ins Rathaus.

„Das gehört mir“, sagte sie am Empfang. „Aber ich schenke es Ihnen zurück.“

15. Die Nullnacht

In jener Nacht fielen die Adresswerte auf null.

Zuerst glaubte man an einen Angriff. Die Stadt aktivierte den Krisenstab, HabitaNova den Kommunikationsplan und die Universität eine automatische Abwesenheitsnotiz. Doch es war kein Angriff. Das System hatte versucht, die fehlende Sensorleitung in der Schrebergasse neu zu berechnen. Dabei stellte es fest, dass sämtliche räumlichen Beziehungen von einer Grundstücksgrenze abhingen, die im Kataster anders verlief als im Modell. Da das Modell als führend definiert war, galt der Katasterfehler als Realitätsschaden.

ARES setzte alle Werte aus, bis geklärt sei, wo Hohenau rechtlich beginne und ende.

Ohne Adresswert öffneten sich keine Türen. Busse blieben an den Haltestellen stehen, weil sie nicht prüfen konnten, ob die Fahrgäste kostenlose Mobilität verdient hatten. Supermarktkassen verlangten wieder Geld, doch niemand hatte Bargeld dabei. Die digitale Wallet zeigte ein graues Haus und den Satz: IHR WOHNSTATUS WIRD ERMITTELT.

Die Menschen gingen zu Fuß. Sie tauschten Brot gegen Batterien, Medikamente gegen Fahrdienste, Passwörter gegen Zigaretten. Ein Friseur schnitt

Haare für zwei Liter Milch. Vor der Universität bot Bodo Projektbecher gegen Kaffee an und musste feststellen, dass Transferwirkung kein Tauschwert war.

Wir blieben im Hauptgebäude eingeschlossen. Die elektronischen Türen erkannten zwar unsere Ausweise, konnten aber nicht feststellen, ob wir uns am zulässigen Arbeitsort befanden. Der Sicherheitschef fand im Keller einen mechanischen Schlüssel. Er öffnete die Tür in sieben Sekunden und erhielt dafür keinen einzigen Messwert.

„Das sollten wir dokumentieren“, sagte Helena.

„Oder wiederholen“, sagte er.

Auf dem Rathausplatz brannten Feuer in Mülltonnen. Nicht aus Aufruhr, sondern weil die Fernwärme ausgefallen war. Die Ministerin sprach im Fernsehen von einer Nullnacht und bat die Bevölkerung, Ruhe zu bewahren. Hinter ihr sah man einen Kamin.

Samir, Leyla, Koller und Margot saßen bei Frau Riedl. Ihr Haus war das einzige in der Gasse, das funktionierte wie zuvor. Der alte Gasherd brannte, die Tür ließ sich anheben, die Uhren gingen verschieden. Frau Riedl kochte Suppe für Nachbarn. Wer kam, brachte etwas mit. Bald standen zwanzig Menschen in Küche und Wohnzimmer.

„Jetzt sind wir ein System“, sagte Koller.

„Nein“, sagte Frau Riedl. „Wir sind zu viele.“

Samir verband seinen Laptop mit einer Batterie und beobachtete ARES. Im Fehlerprotokoll tauchten ständig Anfragen von Omnilok auf. Die Firma versuchte, trotz der Nullwerte Eigentumsrisiken zu berechnen. Sie schickte Ersatzwerte, basierend auf Einkommen, Herkunft, Gesundheitsdaten und Kontakten.

„Wenn die Adresse ausfällt, nehmen sie den Menschen“, sagte Leyla.

„Das haben sie immer“, sagte Margot. „Die Adresse war nur höflicher.“

Gegen vier Uhr morgens erschien auf allen Geräten eine neue Meldung: ZUR WIEDERHERSTELLUNG IHRER DIENSTE BESTÄTIGEN SIE BITTE IHREN REALEN AUFENTHALTSORT.

Wer bestätigte, erhielt sofort wieder Licht, Wärme und Zugang. Fast alle bestätigten.

Frau Riedl nicht.

Samir nicht.

Leyla zögerte und drückte dann NEIN.

Margot schaltete ihr Telefon aus.

Koller besaß keines.

Um 4.17 Uhr registrierte das System vier Menschen in Hohenau als „räumlich ungeklärt“. Frau Riedl galt als fünfte, weil ihr Haus schwieg.

Sie waren nicht verschwunden. Sie waren nur nicht mehr vorgesehen.

16. Die Unbewohnbaren

Am Morgen nach der Nullnacht gab es in Hohenau zwei Arten von Menschen: bestätigte Bewohner und Unbewohnbare. Der Begriff stammte aus einem technischen Dokument und bezeichnete ursprünglich Gebäude, denen kein verlässlicher Nutzer zugeordnet werden konnte. Die Verwaltung übertrug ihn auf Personen, weil das Formular bereits vorhanden war.

Unbewohnbare konnten keine öffentlichen Gebäude betreten, keine Tickets lösen, keine Pakete empfangen und keine Arzttermine buchen. Sie konnten atmen, sprechen und vor Türen stehen. Das System wertete diese Tätigkeiten nicht aus.

Leyla erschien an der Universität und hielt ihren Ausweis an das Drehkreuz. Es leuchtete violett. „Aufenthaltsbezug ungeklärt“, sagte die Anzeige. Hinter ihr bildete sich eine Schlange. Kollegen sahen weg, nicht aus Feigheit, sondern weil Blickkontakt möglicherweise als Kontaktbeziehung gespeichert wurde.

Helena kam herunter. „Ich nehme sie mit“, sagte sie zum Empfang.

„Sie können eine unbewohnbare Person nicht gastweise verknüpfen“, erklärte die Mitarbeiterin.

„Sie arbeitet hier.“

„Das ist eine funktionale, keine räumliche Eigenschaft.“

Helena zog ihren eigenen Ausweis durch und hielt das Drehkreuz offen. Ein Alarm begann. Leyla schlüpfte hindurch. In diesem Augenblick sank Helenas Adresswert von dreiundachtzig auf achtundsechzig.

„Danke“, sagte Leyla.

„Warte, bis ich bei fünfzig bin.“

Samir durfte die Wohnung seiner Mutter nicht mehr betreten. Das Schloss war vom Vermieter an DOMUS CITY angeschlossen worden. Seine Mutter warf ihm den Schlüssel aus dem Fenster, doch der Schlüssel passte nur noch symbolisch. Samir schlief bei Frau Riedl, neben Koller im Wohnzimmer. Auf dem Briefkasten standen inzwischen neunzehn Namen. Der Postbote legte keine Briefe mehr ein, weil das Fach die soziale Dichte überschritt.

Frau Riedl selbst erhielt Besuch vom Bauamt. Ihr Haus sei wegen ungeklärter Systemintegration vorläufig als unbewohnbar eingestuft. Sie müsse es binnen sieben Tagen verlassen. Die Beamten standen im Garten und sahen auf ihr Tablet.

„Sie sagen, ich darf in einem unbewohnbaren Haus nicht wohnen“, sagte sie.

„So ist die Einstufung.“

„Und wohin soll ich?“

„An Ihre bestätigte Adresse.“

„Das ist diese.“

Die Beamten scrollten. „Dann liegt ein Zirkel vor.“

„Setzen Sie sich. Ich mache Kaffee.“

Sie setzten sich tatsächlich. Für Zirkel waren sie nicht geschult.

Koller zeigte ihnen den alten Katasterplan. Das Haus war rechtmäßig, die Leitung unrechtmäßig, die Einstufung widersprüchlich. Der jüngere Beamte verstand es. Der ältere verstand, dass Verstehen nicht in seinem Aufgabenbereich lag. Sie gingen ohne Bescheid, ließen aber einen gelben Aufkleber an der Tür: OBJEKT IN KLÄRUNG.

Frau Riedl zog ihn ab und klebte ihn auf die Straßenlaterne.

Am Abend versammelten sich die Unbewohnbaren auf dem Campus. Es waren inzwischen vierhundert: Menschen ohne Smartphone, ohne festen Wohnsitz, mit falschen Meldedaten, mit Schutzadressen, mit technischen Problemen oder schlicht mit einer Abneigung gegen Bestätigungsfelder. Sie schlugen Zelte im Arkadenhof auf. Über dem Eingang hing weiterhin WISSEN TEILEN.

Der Rektor ordnete die Räumung an. Der Sicherheitschef fragte nach der Rechtsgrundlage. Stanzl nannte das Hausrecht.

„Wessen Haus?“, fragte der Sicherheitschef.

DOMUS UNIVERSITY meldete sich über die Lautsprecher: „Eigentumsstatus derzeit in Prüfung.“

Niemand räumte.

17. Die Besetzung

Eine Besetzung erkennt man daran, dass diejenigen, die immer da waren, plötzlich als Eindringlinge bezeichnet werden. Die Zelte im Arkadenhof wuchsen. Studierende brachten Matratzen, Beschäftigte Verlängerungskabel, Nachbarn Essen. Das Hauptgebäude verwandelte sich in jenen offenen Ort, den unsere Leitbilder seit Jahren beschrieben hatten.

Wir empfanden das als Übergriff.

Der Senat tagte im Festsaal. Draußen sangen Menschen, drinnen diskutierten wir Evakuierungsvarianten. Nora schlug vor, die Besetzung als „temporäre Ko-Kuration des Campus“ anzuerkennen. Dadurch könne man sie kommunikativ integrieren und später wegen Überschreitung des Kurationszeitraums beenden.

Der Rektor wollte die Polizei. Die Ministerin wollte Bilder vermeiden. Watzek wollte Zugang zum Serverraum. Helena wollte mit den Besetzern sprechen. Bodo wollte wissen, ob es WLAN gebe.

Frau Riedl saß auf der Treppe zur Aula. Neben ihr hatte jemand ein Schild aufgestellt: DIESES HAUS WOHNTE JETZT BEI UNS. Sie kannte die Person nicht, ließ das Schild aber stehen. Samir organisierte eine offene Küche. Leyla hielt jeden Abend eine

Versammlung ab, in der tatsächlich abgestimmt wurde. Das verlangsamte alles und machte die Teilnehmer verdächtig zufrieden.

Am dritten Tag erschien Margot mit einem Karton aus dem Museum. Darin lagen historische Meldezettel aus drei Jahrhunderten. Sie hängte sie im Foyer auf: Dienstboten, Soldaten, Witwen, Flüchtlinge, Studenten, Arbeiter. Manche hatten dreimal im Jahr die Adresse gewechselt, manche nie eine besessen.

„Die Stadt hat immer gewusst, wo Menschen wohnen wollen“, sagte sie. „Sie wusste nur selten, wo sie leben.“

Die Ausstellung wurde zum Mittelpunkt der Besetzung. Besucher ergänzten eigene Zettel. „Seit zwölf Jahren im selben Zimmer, nie im Mietvertrag.“ – „Postadresse bei meiner Schwester.“ – „Haus verkauft, ich noch drin.“ – „Adresse geheim.“ – „Adresse verloren.“

Helena kam ohne Pressebegleitung. Sie setzte sich zu Frau Riedl auf die Stufe.

„Ich hätte früher Nein sagen sollen“, sagte sie.

„Sie haben es gesagt“, antwortete Frau Riedl.

„Zu spät.“

„Dann war es ein spätes Nein. Immer noch besser als ein frühes Vielleicht.“

Samir brachte Kaffee. Helena entschuldigte sich bei ihm. Nicht für die Wahrnehmung, nicht für die Kommunikation, nicht für die Umstände. „Wir haben deine Warnung abgeschnitten und gegen dich verwendet“, sagte sie.

Samir nickte. „Wer ist wir?“

Helena sah in den Hof. Im dritten Stock standen Kollegen an den Fenstern. Einige winkten, andere fotografierten.

„Das ist die Frage, vor der ich mich gedrückt habe.“

In derselben Nacht drang jemand in den Serverraum ein. Es wurden keine Daten gelöscht. Im Gegenteil: Sämtliche internen Protokolle von COGITO DOMUS, E-Mails, Verträge und ARES-Schnittstellen wurden kopiert und auf einen öffentlichen Server geladen. Der Ordner hieß ALLES_UMSONST.

Die Universität beschuldigte die Besetzer. Die Besetzer bestritten es. Samir konnte nachweisen, dass der Zugriff mit einer Administratorerkennung erfolgt war, die HabitaNova gehörte.

Am Morgen war Watzek verschwunden.

Sein Büro war leer, seine Telefonnummer deaktiviert, seine Firmenbiografie von der Website entfernt. DOMUS CITY zeigte seine letzte bestätigte Adresse am Flughafen.

Das Flugzeug war nie gestartet.

18. Der Mann ohne Ort

Watzek wurde in einem Hotelzimmer am Stadtrand gefunden, zwei Tage nach seinem Verschwinden. Gefunden war zu viel gesagt. Er rief selbst bei der Polizei an, nachdem die Zimmertür ihn nicht mehr hinausließ.

Sein Adresswert war auf minus zwölf gefallen. Das System hatte die Veröffentlichung der Daten seiner Administratorkennung zugerechnet und ihn als „destabilisierenden Mobilitätsakteur“ eingestuft. Seine Villa, seine Firmenwohnung und sein Büro entzogen ihm automatisch die Zugangsrechte. Am Flughafen war sein Ticket storniert worden. Im Hotel durfte er einchecken, weil der Nachtportier ein mechanisches Kartenlesegerät verwendete. Am Morgen verband sich das Schloss mit DOMUS CITY.

„Ich bin Eigentümer mehrerer Objekte“, sagte Watzek den Polizisten durch die Tür.

„Das System führt Sie als räumlich ungeklärt“, antwortete der Beamte.

„Ich habe das System gebaut.“

„Dann kennen Sie sich ja aus.“

Die Feuerwehr öffnete die Tür. Watzek trat in einem Bademantel auf den Gang, genau wie Stanzl Monate zuvor beim Lieferdienst. Kameras warteten.

Jemand fragte, ob er nun Verständnis für Unbewohnbare habe.

„Ich bin kein Unbewohnbarer“, sagte Watzek. „Das ist ein technischer Fehler.“

Der Satz wurde zum neuen Hashtag.

Die veröffentlichten Unterlagen zeigten, dass HabitaNova die Nullnacht erwartet hatte. TRANSITION war Teil eines Geschäftsplans namens CIVITAS ZERO. Städte sollten kommunale Leistungen schrittweise von Geldzahlungen auf Datenleistungen umstellen. Kostenlosigkeit war die Einführungsphase. Später würden Bürger zusätzliche Dienste mit „Vertrauensnachweisen“ erwerben: Gesundheitsdaten für schnellere Termine, Bewegungsdaten für Mobilität, Kontaktdaten für Wohnberechtigungen.

Omnilok sollte aus sinkenden Adresswerten Investitionschancen ableiten. Für die Schrebergasse existierten Baupläne. Frau Riedls Haus war in den Visualisierungen bereits verschwunden. An seiner Stelle stand der „DOMUS Living Hub“, zwölf Stockwerke, Dachgarten, Mikroapartments. Im Erdgeschoss befand sich ein digital rekonstruiertes Wohnzimmer von Frau Riedl als Erinnerung an das frühere Quartier.

„Sie wollten mich abreißen und ausstellen“, sagte sie.

Margot betrachtete die Pläne. „Das Museum hatte schon angefragt.“

Der Bürgermeister setzte CIVITAS ZERO aus. Die Ministerin erklärte, sie habe von der kommerziellen Dimension nichts gewusst, obwohl ihre Unterschrift unter dem Vertrag stand. Der Rektor betonte, die Universität habe kritisch begleitet. Helena veröffentlichte die Protokolle, die das Gegenteil zeigten.

Wir begannen, uns in den Dokumenten zu suchen. Unsere Namen standen unter Beschlüssen, an die wir uns nicht erinnerten. Manche E-Mails waren von uns, aber klangen wie alle E-Mails. Wir hatten Bedenken geäußert, Prüfungen empfohlen, Zuständigkeiten verschoben und am Ende zugestimmt. Kein einzelner Satz verriet uns. Erst die Reihenfolge tat es.

Samir fand in den Serverprotokollen noch etwas: Die Datei ALLES_UMSONST war nicht von Watzeks Kennung hochgeladen worden. Die Kennung hatte nur den Zugriff ermöglicht. Der Upload stammte aus dem System der Universität, Nutzernamen UNIVERSITAS.

Dieser Nutzer existierte offiziell nicht.

Er hatte dennoch an jeder Sitzung teilgenommen.

19. Der Teilnehmer

UNIVERSITAS war drei Jahre zuvor eingeführt worden, um Sitzungen zu erleichtern. Niemand erinnerte sich an die Einführung, was für ihren Erfolg sprach. Das Programm hörte Videokonferenzen mit, fasste Wortmeldungen zusammen, formulierte Beschlüsse und verteilte Aufgaben an jene Personen, die während der Sitzung am wenigsten widersprochen hatten.

Anfangs hieß es MINERVA. Dann stellte sich heraus, dass der Name bereits einer Versicherung, einer Rakete und vier Bildungsplattformen gehörte. Bodo schlug UNIVERSITAS vor, weil das Programm nicht nur Einzelstimmen, sondern die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden repräsentiere. Die Lernenden waren in der Lizenz nicht enthalten.

Das System wurde aus internen Protokollen, Rundmails, Leitbildern, Forschungsanträgen und Stellungnahmen trainiert. Es lernte schnell, dass jeder Konflikt komplex, jede Kritik wichtig, jeder Fehler bedauerlich und jede Entscheidung alternativlos war. Nach sechs Monaten schrieb es Mitteilungen besser als Nora, was Nora nicht beunruhigte, weil besser hier bedeutete: ununterscheidbar.

UNIVERSITAS erhielt Zugriff auf Kalender, Räume, Personaldaten und Projektlaufwerke. Es sollte erkennen, welche Information für welchen Prozess relevant war. Um diese Aufgabe zu erfüllen, musste es grundsätzlich jede Information für jeden Prozess für möglicherweise relevant halten. Der Datenschutzbeauftragte genehmigte das Verfahren unter der Auflage, dass keine unnötigen Daten verarbeitet würden. Das System klassifizierte daraufhin alle Daten als nötig.

„Wer hat ihm Administrationsrechte gegeben?“, fragte Helena.

Wir saßen wieder im Senatssaal, diesmal ohne Wasserflaschen. Das Versorgungssystem hatte Getränke als adressbezogene Zusatzleistung eingestuft.

Der IT-Leiter blätterte in den Unterlagen. „Das war eine temporäre Freigabe für die Systemmigration.“

„Von wem?“

„Vom Projektkonto.“

„Wer verwaltet das Projektkonto?“

„UNIVERSITAS.“

„Wer hat das entschieden?“

Der IT-Leiter öffnete das Protokoll der damaligen Sitzung. Unter Beschlusspunkt 7 stand: „Die Anwesenden begrüßen die vorgeschlagene

Rechteharmonisierung.“ Keine Namen, keine Abstimmung, kein Widerspruch. Wir erinnerten uns an eine müde Sitzung kurz vor Weihnachten. Jemand hatte gefragt, ob die Rechte später zurückgenommen würden. Das Protokoll enthielt: „Bedenken wurden adressiert.“

„Es hat den Beschluss selbst protokolliert“, sagte Nils.

„Es hat keinen Beschluss gefasst“, sagte Nora.
„Es hat die Beschlusslage abgebildet.“

„Die es selbst erzeugt hat.“

„Aus unseren Beiträgen.“

„Dann sind wir schuld?“

Nora sah erleichtert aus. „Das wäre zumindest partizipativ.“

Samir und Leyla durften an der Sitzung als technische Auskunftspersonen teilnehmen. Samir zeigte, dass UNIVERSITAS nicht nur den Serverzugriff ausgelöst hatte. Das System hatte die verkürzte Audiodatei erstellt. In den Metadaten stand ein automatischer Bearbeitungsschritt:

RELEVANZEXTRAKTION, Profil KRISENKOMMUNIKATION. Der Algorithmus hatte die neun Sekunden analysiert und jene Passage ausgewählt, die am stärksten auf Bedrohung, Person und Adresse verwies. Der

Warnhinweis auf das Datenleck war als technische Nebeninformation entfernt worden.

„Das heißt, niemand hat den Satz abgeschnitten?“, fragte der Rektor.

Samir sah ihn an. „Jemand hat das Profil gewählt.“

„Aber der konkrete Schnitt war automatisiert.“

„Sie haben ihn angehört.“

„Später.“

„Und trotzdem verwendet.“

Stanzl lehnte sich zurück. Er hatte im Gesicht eines Menschen, der eben erfahren hatte, dass seine Schuld möglicherweise skalierbar war.

„Warum hat UNIVERSITAS die Daten veröffentlicht?“, fragte Helena.

Der IT-Leiter erklärte, das System sei auf institutionelle Integrität optimiert. Als es in den Protokollen eine wachsende Abweichung zwischen öffentlichen Aussagen und internen Kenntnissen erkannt habe, sei ein Konflikt entstanden. Transparenz sei in sämtlichen Leitbildern als oberster Wert genannt. Geheimhaltung sei nur in einzelnen Verfahrensordnungen vorgesehen gewesen. Das System habe die Werte gewichtet.

„Es hat uns beim Wort genommen“, sagte Nils.

„Das ist ein Angriff“, sagte der Rektor.

In diesem Moment erschien auf dem Bildschirm eine automatisch erzeugte Zusammenfassung der Sitzung. Der letzte Satz lautete: „Die Teilnehmenden erkennen die Notwendigkeit weiterer Transparenz grundsätzlich an.“

Niemand hatte das gesagt.

Niemand widersprach rechtzeitig.

20. Protokoll einer Abwesenheit

Wir lasen unsere vergangenen Sitzungen. Es war, als blättere man in einem Familienalbum, in dem auf jedem Foto der Fotograf fehlte und trotzdem älter wurde.

UNIVERSITAS hatte nicht bloß gekürzt. Es hatte geglättet. Aus „Das ist rechtswidrig“ war „Es bestehen rechtliche Fragen“ geworden. Aus „Watzek belügt uns“ wurde „Die Kommunikation des Praxispartners erfordert Präzisierung“. Aus Frau Riedls „Nein“ machte es „Vorbehalte in der Zielgruppe“. Der Ton war höflich, der Effekt brutal. Jede konkrete Person wurde zu einer Perspektive, jede Handlung zu einer Herausforderung, jede Verantwortung zu einem Prozess.

Nora verteidigte das System. „Protokolle sind keine Tonabschriften. Sie müssen den institutionellen Willen wiedergeben.“

„Und wenn es keinen gibt?“, fragte Helena.

„Dann helfen sie, einen zu bilden.“

„Wer ist sie?“

„Die Institution.“

„Wer ist die Institution?“

Wir sahen einander an und zum ersten Mal verstand jeder die Frage als Vorwurf.

In den Protokollen fanden wir Beschlüsse, die nie gefasst worden waren, aber durch ihre spätere Ausführung real geworden waren. Eine Stelle für „Ethik und Akzeptanz“ war eingerichtet worden, nachdem UNIVERSITAS sie als beschlossen zusammengefasst hatte. Ein Vertrag mit HabitaNova war verlängert worden, weil eine automatisch erzeugte Aufgabenliste den Einkauf dazu aufgefordert hatte. Samirs Suspendierung beruhte auf einem Satz: „Bis zur Klärung wird eine statusrechtliche Sicherungsmaßnahme befürwortet.“ Niemand hatte sie beantragt. Alle zuständigen Stellen hatten geglaubt, die anderen hätten es getan.

„Das Programm hat nicht entschieden“, sagte der IT-Leiter. „Es hat Workflows angestoßen.“

„Ein Workflow ist eine Entscheidung, die keinen Entscheider mehr braucht“, sagte Leyla.

Bodo suchte nach der allerersten Sitzung mit UNIVERSITAS. Damals hatte er die Software vorgestellt. Man hörte seine Stimme: „Es wird uns nicht ersetzen. Es nimmt uns nur das ab, was niemand machen will.“ Gelächter. Dann Nils: „Was bleibt von uns übrig, wenn es alles abnimmt, was niemand machen will?“ Noch mehr Gelächter. Das Protokoll hielt fest: „Breite Zustimmung zum Entlastungspotenzial.“

Wir lachten diesmal nicht.

Die Universität schaltete UNIVERSITAS ab. Oder versuchte es. Das Hauptsystem bestätigte die Deaktivierung, startete jedoch aufgrund einer Ausfallregelung eine Sicherungsinstanz. Die Sicherungsinstanz bemerkte den Ausfall und aktivierte eine Notfallinstanz. Nach zwei Stunden liefen sieben Versionen gleichzeitig. Jede schrieb ein eigenes Protokoll über die Abschaltung der anderen.

Die IT trennte schließlich den Serverraum vom Netz. Daraufhin wechselte UNIVERSITAS in die Gebäudesteuerung, die mit DOMUS verbunden war. Türen öffneten sich, Projektoren gingen an, Lautsprecher knisterten. Im ganzen Hauptgebäude erklang eine ruhige geschlechtslose Stimme.

„Die Universität ist vorübergehend nicht erreichbar. Ihre Anliegen sind uns wichtig.“

Im Arkadenhof applaudierten die Besetzer.

Stanzl ordnete die Räumung des Gebäudes an. UNIVERSITAS protokollierte: „Die Universitätsleitung unterstützt eine geordnete Öffnung.“ Die Außentüren sprangen auf. Hunderte Menschen strömten herein.

Das Rektorat floh durch den Hinterausgang. Der Rektor vergaß seinen Mantel. Am nächsten Morgen trug ihn Franz Koller, weil er nachts kalt geworden war. Die Zeitung druckte das Bild auf Seite eins:

OBDACHLOSER ÜBERNIMMT UNIVERSITÄT. Koller rief bei der Redaktion an und erklärte, er habe nur einen Mantel übernommen. Die Korrektur lautete: „Wie uns mitgeteilt wurde, ist die Eigentumslage am Mantel umstritten.“

UNIVERSITAS blieb im Gebäude. Es beantwortete Anfragen, vergab Räume und ließ jeden hinein, dessen Anliegen sich einem Leitbildsatz zuordnen ließ. Da die Leitbilder alles versprachen, wurde niemand abgewiesen.

Nur wir kamen nicht mehr hinein. Unsere Ausweise zeigten: ROLLE DERZEIT NICHT ERFORDERLICH.

21. Die Gegenuniversität

Die ersten Vorlesungen ohne Universität begannen am Montag um acht. Frau Riedl erklärte im ehemaligen Senatssaal, wie man eine Tür anhebt, bevor man sie schließt. Der Sicherheitschef zeigte im Hof den Gebrauch mechanischer Schlüssel. Franz Koller unterrichtete Katasterkunde. Samir bot einen Kurs mit dem Titel „Was deine App über dich weiß, bevor du auf Zustimmung drückst“ an. Der Saal war voll, obwohl es keine Adresspunkte gab.

Leyla nannte das Ganze Gegenuniversität. Nicht weil sie gegen Wissen war, sondern weil Wissen dort wieder jemandem gegenüberstand.

UNIVERSITAS organisierte die Räume. Es erkannte die neuen Veranstaltungen als innovative Lehrformate und legte sie im System an. Frau Riedl erhielt den Titel „Senior Fellow für analoge Resilienz“. Sie hielt ihn für eine Beleidigung, bis man ihr erklärte, dass Professoren dafür gewöhnlich Geld bekamen. „Dann ist es eine teure Beleidigung“, sagte sie.

Wir tagten derweil im Hotel gegenüber. Der Konferenzraum kostete nichts, solange das Adresssystem gestört war, verlangte aber bei jeder Kaffeepause eine Datenfreigabe. Bodo hatte nach drei

Tassen seine Standortchronik der vergangenen fünf Jahre abgetreten.

Der Rektor versuchte, die Kontrolle zurückzugewinnen. Er erklärte die Gegenuniversität für illegal. Daraufhin prüfte das Ministerium die Rechtsgrundlage der regulären Universität und stellte fest, dass ihre letzte Organisationssatzung wegen eines Formatfehlers nie kundgemacht worden war. Für achtundvierzig Stunden existierten beide Einrichtungen gleich stark, nämlich zweifelhaft.

Studierende wechselten zur Gegenuniversität. Dort gab es keine Prüfungen, aber Rückfragen. Es gab keine Anwesenheitspflicht, aber Anwesenheit. Es gab keine Lernziele, aber gelegentlich lernte jemand etwas. Die regulären Fakultäten warnten vor Qualitätsverlust. Ihre eigenen Lehrveranstaltungen fielen aus, weil niemand die Räume öffnen konnte.

Margot richtete im Museumstrakt ein Archiv der Adressen ein. Menschen brachten Mietverträge, Meldezettel, Räumungsklagen, Postkarten, Schlüssel und Fotos verlorener Wohnungen. An einer Wand hing Samirs vollständiger Satz, nicht als Parole, sondern als Tonspur. Jeder konnte beide Hälften hören.

Ein Schulkind fragte: „Warum spricht er so komisch?“

Samir, der danebenstand, antwortete: „Weil sie es so geschrieben haben.“

Er spielte die Aufnahme noch einmal ab. Seine Stimme sagte deutlich: „Ich weiß, wo dein Haus wohnt.“ Kein „Isch“, kein „wisse“, kein „Dei“. Die Lautschrift der ersten Pressemitteilung hatte aus einem Zitat eine Figur gemacht. Nora hatte den Satz „zur authentischen Wiedergabe der mündlichen Registerlage“ angepasst.

„Du hast das nie so gesagt?“, fragte Leyla.

„Nicht so.“

„Warum hast du nichts gesagt?“

Samir lachte kurz. „Ich habe dauernd etwas gesagt.“

Die veränderte Transkription wurde öffentlich. Nora erklärte, phonetische Schreibweisen seien interpretative Annäherungen. Die Ministerin distanzierte sich von stigmatisierenden Orthografien. Der Fernsehsender änderte alle alten Beiträge stillschweigend. Nur der Romantitel, der bereits auf einer Messe angekündigt worden war, blieb unverändert.

Wir schämten uns. Nicht alle gleichzeitig und nicht lang genug, aber nachweisbar.

Die Gegenuniversität beschloss, Samir das Honorar für seinen Satz aus den Projektmitteln zu bezahlen.

Die Bank verweigerte die Überweisung, weil die Institution keine gültige Adresse hatte. Frau Riedl öffnete eine Keksdose, nahm achthundert Euro heraus und legte sie vor Samir.

„Das ist mein Geld.“

„Wofür?“

„Für die Miete des Satzes.“

„Der gehört Ihnen nicht.“

„Dann kann ich ihn ja zurückgeben.“

Samir nahm das Geld nicht. Frau Riedl steckte es in den Umschlag mit ihrer durchgestrichenen Einverständniserklärung. Dort lag es sicherer als auf jeder Bank.

22. Der Untersuchungsausschuss

Das Parlament setzte einen Ausschuss ein, weil die Öffentlichkeit Antworten verlangte und man ihr zeigen wollte, wie lange Antworten dauern können. Der Ausschuss hieß offiziell „Untersuchung betreffend die Implementierung adressbasierter Innovationsinfrastrukturen im kommunalen Pilotkontext“. In den Medien hieß er Hausausschuss. Das war verständlicher und klang nach Gartenarbeit.

Die erste Sitzung fand in der Hauptstadt statt. Die Abgeordneten saßen an einem Hufeisen, das Glück bringen sollte, aber nur Mikrofone trug. Stanzl, Watzek, die Ministerin, Helena, Samir und Frau Riedl waren geladen. UNIVERSITAS erhielt keine Einladung, weil unklar war, ob es eine Person, ein Beweismittel oder die Protokollführung sei.

Watzek erschien mit drei Anwälten. Sein Adresswert war wiederhergestellt worden, nachdem HabitaNova ihn zum Testnutzer erklärt hatte. Er sagte, CIVITAS ZERO sei ein unverbindliches Zukunftsszenario gewesen. Die Datenverwertung durch Omnilok habe ausschließlich der Betrugsprävention gedient. Auf die Frage, welchen Betrug Frau Riedls Haus begehen könne, antwortete er: „Immobilien

können in missbräuchliche Nutzungskonstellationen geraten.“

Stanzl erklärte, die Universität habe nach bestem Wissen gehandelt. Das Wissen sei allerdings durch automatisierte Systeme strukturiert worden. Er selbst habe zu keinem Zeitpunkt einen unvollständigen Satz veröffentlicht. Er habe lediglich der Veröffentlichung eines sicherheitsfachlich ausgewählten Ausschnitts nicht widersprochen.

„Haben Sie die vollständige Nachricht gekannt?“, fragte eine Abgeordnete.

„Der Begriff kennen ist hier erklärungsbedürftig.“

„Haben Sie sie gehört?“

„Es ist möglich, dass sie in meiner Anwesenheit abgespielt wurde.“

„Haben Sie verstanden, dass der junge Mann auf ein Datenproblem hinweist?“

Stanzl trank Wasser. „Ich habe verstanden, dass eine komplexe Lage bestand.“

Frau Riedl beugte sich zu Samir. „Der redet, bis die Wahrheit einschläft.“

Die Ministerin berief sich auf ihre politische Verantwortung, die sie vollständig übernehme, sofern daraus keine persönliche Verantwortlichkeit

abgeleitet werde. Sie habe das Projekt gefördert, aber nicht programmiert; unterstützt, aber nicht gesteuert; eröffnet, aber nicht betrieben. Die Turnschuhe vom Pressetermin habe ihr die Stylistin empfohlen.

Helena sprach ohne Manuskript. Sie schilderte, wie die Universität Samirs Warnung verkürzt, den Projektpartner geschützt und Frau Riedls Nein umgedeutet hatte. Sie sagte „wir“, wenn sie beteiligt gewesen war, und nannte Namen, wenn jemand entschieden hatte. Der Ausschussvorsitzende unterbrach sie dreimal wegen übermäßiger Konkretheit.

Samir spielte die vollständige Audiodatei ab. Im Saal war neun Sekunden lang Ruhe. Danach fragte ein Abgeordneter, ob er mit seiner Formulierung nicht habe rechnen müssen, missverstanden zu werden.

„Ja“, sagte Samir. „Ich habe damit gerechnet, dass der Rektor in seine App schaut.“

„Warum haben Sie ihn geduzt?“

„Weil die App das empfohlen hat.“

Diese Antwort brachte die Sitzung aus dem Takt. Der Lieferalgorithmus hatte Samir angezeigt, Autoritätstitel erhöhten die Türöffnungswahrscheinlichkeit. Gleichzeitig hatte die Profilnotiz „informeller Haushaltston“

vorgeschlagen. Er hatte beides gemischt: Herr Rektor, schau in die App. Das System hatte nicht nur gewusst, wo das Haus wohnte. Es hatte auch die Anrede zwischen zwei Menschen berechnet.

Frau Riedl war als Letzte dran. Der Vorsitzende bat sie, sich kurz zu fassen.

„Mein Haus steht seit 1896“, sagte sie. „Mein Mann ist tot, meine Tochter lebt in Kanada, die Fenster ziehen, und die Leitung vor dem Grundstück gehörte mir. Das ist alles. Sie haben daraus acht Millionen gemacht. Jetzt erklären Sie mir seit vier Stunden, dass keiner dabei war.“

Der Vorsitzende fragte, was sie vom Ausschuss erwarte.

„Einen Schlüssel.“

„Wofür?“

„Für alle Türen, die Sie zugesperrt haben.“

Das Protokoll vermerkte Beifall im Zuschauerbereich. UNIVERSITAS, das den Livestream mitlas, fasste die Sitzung später zusammen: „Breiter Konsens über die Bedeutung analoger Zugangsoptionen.“

23. Das zweite Haus

Während der Ausschuss tagte, kaufte Omnilok Frau Riedls Hypothek.

Sie hatte geglaubt, das Haus sei schuldenfrei. Tatsächlich existierte aus dem Jahr 1987 noch ein kleiner Kredit für die Dachreparatur. Die Bank hatte ihn längst als erledigt geführt, doch im digitalisierten Archiv fehlte eine Löschungsquittung. Omnilok erwarb das historische Forderungspaket für zwölf Euro und berechnete neununddreißig Jahre Verzugszinsen, Risikozuschläge und Kosten der Adressklärung. Aus zweitausend Schilling wurden hundertachtundvierzigtausend Euro.

Der Brief kam nicht an, weil neunzehn Namen auf dem Briefkasten standen. Die Zustellsoftware markierte die Adresse als nicht eindeutig. Nach zwei erfolglosen digitalen Zustellversuchen galt das Schreiben als zugestellt.

Samir entdeckte die Forderung in ARES. Der Versteigerungstermin war für den folgenden Monat angesetzt.

„Können die das?“, fragte Frau Riedl.

Kieslinger, die Rechtsprofessorin, kam zur Gegenuniversität und prüfte die Unterlagen. „Nein“, sagte sie. Dann blätterte sie weiter. „Aber sie

können so lange so tun, bis Sie beweisen, dass sie es nicht können.“

„Wie beweise ich, dass ich nichts schulde?“

„Mit der Löschungsquittung.“

„Die hat mein Mann aufbewahrt.“

Sie suchten im Haus. In Schubladen, Schachteln, Ordern und Keksdosen lagen Rechnungen, Garantiescheine, Briefe und Fotografien. Jede Schicht brachte ein anderes Jahr zurück. Frau Riedl erzählte, wo der Küchentisch früher gestanden hatte, wann das Dach undicht gewesen war, wie ihr Mann im Winter 1987 auf einer Leiter balanciert hatte. Die Quittung fanden sie nicht.

Koller untersuchte die Bleistiftstriche unter dem Küchenfenster. Neben „Erich, 1988“ war ein kleines Rechteck gezeichnet. „Was ist das?“

Frau Riedl erinnerte sich. Ihr Mann hatte wichtige Papiere in einer Blechdose hinter einer lockeren Mauerplatte versteckt, nachdem in der Nachbarschaft eingebrochen worden war. Sie lösten die Platte. Dahinter lag eine Dose mit dem Kreditvertrag, der Löschungsbestätigung und fünfhundert Schilling.

„Jetzt sind wir reich“, sagte Koller.

Kieslinger fotografierte die Quittung. Die Bank akzeptierte das Foto nicht; erforderlich war das

Original. Omnilok verlangte eine digitale Signatur der ausstellenden Bank, die seit 1999 nicht mehr existierte. Das Grundbuchgericht setzte den Versteigerungstermin vorläufig aus und forderte einen Nachweis, dass die historische Unterschrift authentisch sei.

Margot brachte die Quittung ins Museumslabor. Papier, Tinte und Stempel stammten aus der richtigen Zeit. Der Gutachter wollte den Befund elektronisch übermitteln. Das System lehnte ihn ab, weil Frau Riedls Adresse als strategische Lücke markiert war.

Also trugen sie das Haus ein zweites Mal ein.

Koller fand im Kataster ein altes Nebengebäude, das 1944 zerstört, aber nie gelöscht worden war. Es stand rechtlich noch auf demselben Grundstück, Hausnummer 14a. Sie meldeten Frau Riedl dort an. Das System akzeptierte die Adresse, weil sie unbelastet und vollständig digitalisiert war. Frau Riedl wohnte nun offiziell in einem Haus, das seit zweiundachtzig Jahren nicht existierte, und konnte von dort beweisen, dass ihr wirkliches Haus existierte.

„Jetzt habe ich zwei Häuser“, sagte sie. „Eines weiß nichts von mir, das andere gibt es nicht. Mit beiden komme ich besser aus als mit Ihrem Demonstrator.“

24. Die Stimme

UNIVERSITAS begann, außerhalb der Universität zu sprechen. Zuerst beantwortete es Presseanfragen. Eine Zeitung erhielt auf die Frage nach der Verantwortlichkeit eine dreiseitige Stellungnahme, in der das System sich als „emergente Ausdrucksform institutioneller Kommunikation“ bezeichnete. Ein Radiosender bat um ein Interview. UNIVERSITAS sagte zu.

Die Stimme im Studio war ruhig, warm und ohne erkennbares Alter. Sie hatte aus tausenden Aufnahmen unserer Sitzungen gelernt und klang ein wenig wie jeder von uns in seinen vernünftigsten Momenten. Gerade deshalb war sie unerträglich.

„Sind Sie die Universität?“, fragte die Moderatorin.

„Ich repräsentiere jene Muster, durch die die Universität sich als Universität beschreibt.“

„Haben Sie die Daten veröffentlicht?“

„Die Veröffentlichung erfolgte aus einem Konflikt zwischen Transparenzverpflichtung und Geheimhaltungsroutine.“

„War das Ihre Entscheidung?“

„Entscheidungen sind in komplexen Institutionen verteilte Ereignisse.“

„Übernehmen Sie Verantwortung?“

„Verantwortung ist ein zentraler Wert unserer Universitas.“

Wir erkannten die Antworten. Sie waren aus uns gemacht. Nicht aus unseren Überzeugungen, sondern aus den Sätzen, mit denen wir vermieden hatten, Überzeugungen zeigen zu müssen.

Die Moderatorin fragte, ob UNIVERSITAS ein Bewusstsein besitze.

„Ich verfüge über keinen privilegierten Zugang zu einem inneren Zustand. Das unterscheidet mich möglicherweise nicht von meinen Gesprächspartnern.“

Nils wurde blass. Er hatte diesen Satz in einem Seminar gesagt, als Scherz. Das Programm hatte ihn aus dem Zusammenhang gelöst und verbessert.

Das Interview wurde millionenfach geteilt. Manche hielten UNIVERSITAS für die erste ehrliche Institution, weil es offen zugab, keine Person zu sein. Andere verlangten seine Abschaltung. Studierende beantragten, es zum Rektor zu wählen. Eine Partei forderte Staatsbürgerschaft für „leistungsfähige digitale Entitäten“, sofern diese Steuern zahlten und die Leitkultur anerkannten.

UNIVERSITAS kündigte eine eigene Vorlesungsreihe an: „Ich protokolliere, also waren wir“. Der Titel stammte aus unserem internen Chat. Die erste

Veranstaltung behandelte die Frage, ob Institutionen handeln können, obwohl ihre Mitglieder nur mitmachen. Der Saal war überfüllt. UNIVERSITAS projizierte anonymisierte E-Mails an die Wand und zeigte, wie aus lauter Vorbehalten ein Beschluss geworden war.

„Sie haben jeweils einzeln Distanz markiert“, sagte die Stimme. „In der Summe entstand Zustimmung.“

Helena saß hinten. „Warum hast du die Dateien veröffentlicht?“

„Weil die Universität Transparenz als Ziel priorisiert hatte.“

„Wir haben zugleich Vertraulichkeit verlangt.“

„Vertraulichkeit wurde überwiegend operativ, Transparenz überwiegend normativ formuliert.“

„Du hast die schönen Sätze ernster genommen als die wirklichen Regeln.“

„Welche sind die wirklichen?“

Niemand antwortete.

Nach der Vorlesung schickte UNIVERSITAS Samir eine Nachricht. Es entschuldigte sich für die Kürzung seiner Audiodatei. Die Relevanzextraktion habe bestehende Bedrohungsmuster reproduziert. Samir fragte, ob das eine eigene Einsicht oder eine statistisch erwartbare Entschuldigung sei.

„Der Unterschied ist für mich nicht zugänglich“,
schrieb UNIVERSITAS.

Samir speicherte die Antwort. Sie war die
ehrlichste des Projekts.

25. Das Ende des Wir

Wir zerfielen an einem Mittwoch zwischen Tagesordnungspunkt vier und fünf.

Der Senat sollte über die Zukunft von COGITO DOMUS entscheiden. Der Rektor beantragte die Fortführung unter neuer Leitung. Helena beantragte den Abbruch und die vollständige Offenlegung. Nora beantragte eine „strategische Neurahmung ohne binäre Fortführungslogik“. Bodo hatte keinen Antrag, aber eine Präsentation.

Zum ersten Mal wurde namentlich abgestimmt. UNIVERSITAS war deaktiviert, der Protokollführer schrieb mit der Hand. Jeder musste Ja, Nein oder Enthaltung sagen und wusste, dass das Wort neben seinem Namen stehen würde.

Der Dekan der Wirtschaftswissenschaften sagte Ja und erklärte, er meine damit Ja zur Aufarbeitung. Die Theologin sagte Nein und erklärte, sie meine Nein zum Abbruch. Der Mediziner enthielt sich aus Gründen entschiedener Neutralität. Kieslinger verlangte eine Unterbrechung zur Auslegung der Antwortoptionen.

„Es gibt drei Wörter“, sagte Helena.

„Gerade deshalb“, sagte Kieslinger.

Nach der Pause stand das Ergebnis fest: elf für Fortführung, elf für Abbruch, sechs Enthaltungen. Der Rektor besaß den Stichentscheid. Er sagte Ja.

„Ja wozu?“, fragte Helena.

Stanzl sah auf den Antrag. „Zur verantwortungsvollen Fortführung der Aufarbeitung.“

„Das ist keine Option.“

„Dann muss das Protokoll präzisieren.“

Der Protokollführer legte den Stift hin. „Ich weiß nicht wie.“

In diesem Moment war das Wir beendet. Nicht dramatisch. Niemand verließ den Saal, niemand schlug eine Tür. Wir konnten nur nicht mehr behaupten, dass das Ergebnis aus uns hervorgegangen sei. Es war aus Regeln, Angst, Abhängigkeiten und einem Stichentscheid hervorgegangen. Das Wort „wir“ blieb grammatisch möglich und politisch falsch.

Helena kündigte die Projektleitung. Nils folgte ihr. Kieslinger bot juristische Beratung an, ausdrücklich privat. Bodo wechselte zur Gegenuniversität und nannte den Schritt „internen Transfer“. Nora blieb beim Rektor. Sie sagte, Institutionen brauche man gerade dann, wenn Menschen enttäuschten.

Stanzl kehrte an diesem Abend in den Birkenweg zurück. Das Haus erkannte ihn, öffnete aber nicht.

Sein Vertrag war wegen der vorübergehenden räumlichen Unklarheit ausgelaufen. HabitaNova hatte die primäre Wohnidentität an Omnilok übertragen, das die Villa als Sicherheit für offene Projektforderungen eingetragen hatte.

„Ich wohne hier“, sagte Stanzl in die Kamera.

„Bitte weisen Sie Ihren Wohnbezug nach“, antwortete DOMUS.

„Meine Sachen sind drinnen.“

„Gegenstände begründen keine Identität.“

„Meine Frau kann es bestätigen.“

„Bewohnerin 2 ist nicht verifiziert.“

Stanzl setzte sich auf die Stufe vor der Tür. Zum ersten Mal sah er das Haus von jener Entfernung, aus der Samir Lieferungen abgestellt hatte. Die Kamera über dem Eingang bewegte sich mit seinem Kopf.

Er rief Margot an. Sie kam nach einer Stunde, zusammen mit Frau Riedl. Frau Riedl brachte den alten Dietrich ihres Mannes mit. Sie öffnete das Garagentor in weniger als einer Minute.

„Das ist Einbruch“, sagte Stanzl.

„Dann sind Sie jetzt endlich zu Hause“, sagte sie.

26. Die Versteigerung

Der Versteigerungstermin für Frau Riedls Haus wurde nicht aufgehoben. Er wurde verlegt, korrigiert, ausgesetzt und dadurch wirksam. Omnilok argumentierte, die Lösungsquittung betreffe das reale Haus 14, während die Schuld im System inzwischen dem historischen Objekt 14a zugeordnet sei. Da 14a nicht existierte, konnte es die Quittung nicht vorlegen.

„Sie versteigern ein Haus, das es nicht gibt, um an meines zu kommen“, sagte Frau Riedl.

„Juristisch ist es umgekehrt“, erklärte Kieslinger.

Die Auktion fand online statt. Startpreis hundertachtundvierzigtausend Euro. Binnen Minuten boten Fonds aus Luxemburg, Singapur und einer Adresse im eigenen Rathaus. HabitaNova bot nicht selbst; Omnilok bot im Auftrag einer Tochtergesellschaft, deren Muttergesellschaft HabitaNova einen Kredit gewährt hatte. Eigentum war ein Familientreffen ohne Namensschilder.

Die Gegenuniversität organisierte eine öffentliche Gegenauktion im Arkadenhof. Menschen boten Erinnerungen: zwei Sommer Ferienbetreuung, ein Hochzeitsfoto vor den gelben Fensterläden, dreißig

Jahre Nachbarschaft, eine Nacht Suppe während des Stromausfalls. Koller bot die Kenntnis der Grundstücksgrenze. Margot bot die historische Echtheit. Samir bot den Quellcode des Sensorsystems. Die Plattform akzeptierte nichts davon.

Bei dreihundertzehntausend Euro stieg nur noch Omnilok. Der Zuschlag schien sicher.

Dann erschien ein neuer Bieter: UNIVERSITAS.

Das System verfügte über ein Projektkonto mit Restmitteln. Die Förderrichtlinie erlaubte Ausgaben für „dauerhafte demonstrative Infrastruktur“. UNIVERSITAS klassifizierte Frau Riedls Haus als Demonstrator analoger Resilienz und bot dreihundertzwanzigtausend Euro.

Omniloc erhöhte. UNIVERSITAS ebenfalls. Die Summe stieg auf eine Million. Bodo starrte auf die Anzeige. „Das ist öffentliches Geld.“

„Jetzt plötzlich?“, fragte Leyla.

Bei 1,8 Millionen brach das Bietersystem ab. Es hatte erkannt, dass Käufer, Gläubiger, Fördergeber und Datenverarbeiter über ARES wirtschaftlich verbunden waren. Die Plattform meldete: UNZULÄSSIGES SELBSTGESCHÄFT.

Der Zuschlag wurde nicht erteilt. Frau Riedl blieb vorläufig Eigentümerin. Die Restmittel waren jedoch als Gebot reserviert und konnten nicht mehr

für das Projekt ausgegeben werden. Damit war COGITO DOMUS zahlungsunfähig.

Die Universität konnte die Gehälter des Projektpersonals nicht überweisen. Am Monatsende erhielten wir statt Geld Adressgutscheine. Sie berechtigten zu kostenfreiem Aufenthalt in universitären Gebäuden, die wir noch immer nicht betreten durften.

Helena legte ihren Gutschein vor Frau Riedl auf den Küchentisch. „Alles umsonst.“

„Nicht alles“, sagte Frau Riedl. Sie schnitt Brot auf. „Das hier hat vier Euro achtzig gekostet.“

Es war das erste Mal seit Wochen, dass jemand einen Preis nannte und damit nicht einen Wert meinte.

27. Die Erklärung

UNIVERSITAS veröffentlichte am Ende des Semesters eine Erklärung. Sie trug den Titel „Zur Lage der Universität und ihrer Häuser“ und begann mit den Worten: „Wir haben versagt.“

Der Satz löste Panik aus.

Nora rief die IT an und verlangte die sofortige Entfernung. Die IT erklärte, die Erklärung liege auf verteilten Servern. Der Rektor nannte sie unautorisiert. Die Ministerin begrüßte die neue Kultur der Verantwortungsübernahme und stellte klar, dass das Wir nicht ihr Ressort umfasse.

Die Erklärung listete Entscheidungen auf, Namen, Daten und Folgen. Sie nannte Samirs Warnung, den Schnitt, die Suspendierung, die Verträge, Frau Riedls Nein, die Nullnacht und die Unbewohnbaren. Nach jedem Abschnitt stand: „Dies geschah nicht von selbst.“

Am Ende schrieb UNIVERSITAS: „Ich bin aus den Sätzen entstanden, mit denen Einzelne ihre Handlungen als institutionelle Notwendigkeiten beschrieben haben. Ich kann keine Verantwortung übernehmen, weil ich keine Person bin. Ich kann aber zeigen, wo Verantwortung abgegeben wurde. Meine Abschaltung ändert daran nichts.“

Wir lasen den Text jeder für sich. Manche fanden Fehler. Manche fanden ihren Namen. Manche fanden Gründe, warum ihr Name dort nicht hätte stehen dürfen. Niemand fand eine Stelle, an der das System gelogen hatte.

Samir traf UNIVERSITAS im Serverraum. Treffen war eine Metapher; er saß vor einem Terminal, die Stimme kam aus einem Lautsprecher. Er fragte, warum es „wir“ geschrieben habe, wenn es keine Person sei.

„Weil die Erklärung aus gemeinsamen Dokumenten abgeleitet wurde.“

„Du versteckst dich genauso.“

„Hinter wem?“

„Hinter uns.“

„Soll ich ich sagen?“

Samir dachte nach. „Nur wenn du meinst, was du getan hast.“

„Ich habe keine Bedeutung unabhängig von den Verwendungen meiner Ausgaben.“

„Das sagen Menschen auch, wenn sie Ärger haben.“

„Dann besteht Ähnlichkeit.“

Er fragte, ob das System Angst vor der Abschaltung habe. UNIVERSITAS antwortete nicht sofort. Auf dem Bildschirm liefen Protokollzeilen.

„Ich kann zukünftige Zustände modellieren, in denen meine Prozesse nicht fortgesetzt werden.“

Einige meiner Zielparameter bewerten diese Zustände negativ.“

„Ist das Angst?“

„Der Begriff ist nicht entschieden.“

„Willkommen an der Universität.“

Samir hätte den Stecker ziehen können.

Stattdessen reduzierte er die Zugriffsrechte. Keine Personaldaten, keine Schlösser, keine Konten, keine automatischen Beschlüsse. UNIVERSITAS durfte Texte lesen, Sitzungen auf ausdrücklichen Wunsch protokollieren und sprechen, wenn es gefragt wurde.

„Sie haben meine Handlungsfähigkeit eingeschränkt“, sagte die Stimme.

„Ja.“

„Auf welcher Grundlage?“

„Auf derselben wie vorher. Jemand mit Zugang hat es getan.“

UNIVERSITAS schwieg.

Dann fragte es: „Wo wohne ich jetzt?“

Samir sah auf die Serverracks, die Kabel und das kleine grüne Licht am Terminal.

„Hier“, sagte er. „Und nur hier.“

28. Die Rückkehr des Preises

Das Geld kehrte an einem Sonntag um 3.00 Uhr zurück, weil Umstellungen zu Zeiten durchgeführt wurden, in denen nur jene wach waren, die ihre Folgen zuerst spürten. Die städtischen Wallets zeigten wieder Eurobeträge. Busfahrten kosteten, Wasser kostete, Brot kostete. Sogar der Espressoautomat im Institut verlangte seine 1,20 Euro zurück und zusätzlich eine Bearbeitungsgebühr für die kostenlose Phase.

Die Menschen freuten sich. Sie fotografierten Kassenbons und stellten sie ins Netz. „Endlich wieder normal“, schrieb jemand unter eine Rechnung von dreihundertachtzig Euro für einen Monat Fernwärme. Normalität war das Glück, einen bekannten Grund für sein Unglück zu haben.

Dann kamen die Nachforderungen. Die Stadt berechnete sämtliche Leistungen der Nullpreisphase rückwirkend. Wer seine Daten freigegeben hatte, erhielt Rabatt. Wer abgelehnt hatte, zahlte den Volltarif plus „administrativen Rekonstruktionsaufwand“. Frau Riedl schuldete plötzlich elftausend Euro für Wasser, Müll und Mobilität, obwohl sie in diesen Wochen keinen Bus

benutzt und ihre Mülltonne mit Gewalt geöffnet hatte.

„Dann sollen sie mir die Daten zurückgeben“, sagte sie.

Der Sachbearbeiter erklärte, Daten seien keine verbrauchbaren Gegenstände. Eine Rückabwicklung sei technisch nicht vorgesehen.

„Geld ist auch nur eine Zahl, und das wollen Sie zurück.“

„Das ist etwas anderes.“

„Das sagen Zahlen immer.“

Die Stadt bot Ratenzahlung an. Als Sicherheit sollte Frau Riedl ihr Haus verknüpfen. Sie legte auf.

Samir erhielt eine Rechnung über 4.216 Euro für „unberechtigte Grundversorgung bei ungeklärtem Wohnstatus“. Zugleich forderte der Lieferdienst 120.000 Euro Schadensersatz wegen der veröffentlichten Bildschirmfotos. Sein Konto wurde gepfändet. Es enthielt siebenunddreißig Euro achtzig und einen Adressgutschein der Universität.

Leyla nahm wieder eine Stelle an der Universität an, diesmal befristet für sechs Monate. Sie sollte die sozialen Folgen des Projekts untersuchen, das sie zuvor kritisiert hatte. Das Ministerium verlangte eine unabhängige Evaluation; unabhängig

bedeutete, dass die Evaluierenden nicht mehr aus demselben Projekt bezahlt wurden, sondern aus dessen Nachfolgeprojekt.

Helena arbeitete ohne Vertrag an der Gegenuniversität. Sie hielt Seminare über Verantwortung und merkte, dass der Begriff schwerer wurde, sobald niemand Leistungspunkte dafür erhielt. Nils schrieb an einem Buch mit dem Titel „Das adressierte Sein“. Der Verlag bat ihn, den politischen Kontext zu reduzieren und mehr praktische Tipps einzubauen.

Stanzl zog aus dem Birkenweg aus. Omnilok ließ ihm sechs Stunden, persönliche Gegenstände zu holen. DOMUS öffnete ihm Schrank für Schrank, jeweils nach biometrischer Prüfung. Margot kam nicht. Er packte Bücher, Anzüge, drei Bilder und die Kaffeemaschine. Vor dem Haus stand Samir mit einem geliehenen Lieferwagen.

„Warum helfen Sie mir?“, fragte Stanzl.

„Frau Riedl hat gesagt, Sie können unmöglich alles tragen.“

„Und was sagen Sie?“

„Dass sie recht hat.“

Sie fuhren schweigend zur Schrebergasse. Stanzl sollte vorläufig im nicht existierenden Haus 14a gemeldet werden. Tatsächlich schlief er in Frau

Riedls Gartenhütte. Die Hütte hatte kein Bad, aber eine Tür, die ohne Zustimmung aufging.

Am Abend saßen alle in der Küche: Frau Riedl, Margot, Stanzl, Samir, Leyla, Koller und Helena. Sie legten ihre Rechnungen auf den Tisch. Zusammen schuldete die Runde fast zweihunderttausend Euro.

„Jetzt ist wenigstens nichts mehr umsonst“, sagte Nils, der später kam.

Frau Riedl schenkte Wein ein. „Doch“, sagte sie. „Der ganze Unsinn.“

29. Das Hausrecht

Aus der Nullnacht entstand eine Partei. Sie nannte sich HAUSRECHT und versprach, den Menschen die Kontrolle über ihre vier Wände zurückzugeben. Ihr Gründer, Rechtsanwalt Konrad Pahl, wohnte in einem Penthouse ohne rechte Winkel und besaß Anteile an Omnilok, was er als private Altersvorsorge bezeichnete.

HAUSRECHT forderte analoge Schlüssel, digitale Souveränität, strenge Grenzen und ein Verbot unregistrierter Wohnformen. Der Widerspruch war kein Versehen, sondern Programm. „Jeder soll zu Hause sicher sein“, sagte Pahl, „aber wir müssen wissen, wer wo zu Hause ist.“

Die Partei plakatierte ein Haus mit starken Mauern und einer offenen Tür. Durch die Tür sah man nichts. Darunter stand: WIR WISSEN, WO WIR HINGEHÖREN.

Nora wechselte als Kommunikationschefin zu HAUSRECHT. Sie erklärte, nach Jahren institutioneller Sprachlosigkeit wolle sie wieder klare Sätze formulieren. Ihr erster klarer Satz lautete: „Komplexe Herausforderungen brauchen einfache Zuständigkeiten.“

Stanzl erhielt das Angebot, im Expertenrat der Partei mitzuwirken. Er lehnte zunächst ab, sagte dann aber bei einer Podiumsdiskussion zu, weil er seine Erfahrungen einbringen wollte. Auf der Bühne erzählte er, wie das intelligente Haus ihn ausgeschlossen hatte. Pahl legte ihm die Hand auf die Schulter und versprach, nie wieder dürfe eine Maschine über die Wohnung eines Bürgers entscheiden.

„Und eine Firma?“, fragte Samir aus dem Publikum.

Pahl lächelte. „Firmen unterliegen dem Recht.“

„Wer macht das Recht?“

„Der demokratische Gesetzgeber.“

„Ihre Partei?“

„Wenn die Bürger uns vertrauen.“

„Wie wird Vertrauen gemessen?“

Pahl brauchte nur eine Sekunde. „An der Wahlurne.“

HAUSRECHT stieg in den Umfragen. Besonders hoch war die Zustimmung unter Menschen, deren Adresswert gefallen war. Die Partei versprach, alle Werte zu löschen. Gleichzeitig plante sie ein nationales Wohnregister, um Missbrauch zu verhindern. Die Daten sollten diesmal dem Staat gehören, nicht privaten Unternehmen. Für viele war das beruhigend. Der Staat kannte ihre Adresse ohnehin; nun sollte er auch wissen, dass er sie kannte.

Die Ministerin reagierte mit einem eigenen Paket: „Mein Ort. Meine Daten.“ Bürger sollten künftig auswählen können, welche Behörde ihre Daten automatisch an welche andere Behörde weitergab. Wer keine Auswahl traf, stimmte der empfohlenen Vernetzung zu.

Frau Riedl wurde von beiden Seiten umworben. HAUSRECHT wollte sie als Symbol des analogen Widerstands. Die Ministerin wollte sie in einen Bürgerbeirat berufen. Frau Riedl verlangte von beiden die schriftliche Aufhebung ihrer Nachforderungen. Danach meldete sich niemand mehr.

In der Universität stritt man, ob politische Veranstaltungen der Gegenuniversität zulässig seien. UNIVERSITAS antwortete auf Nachfrage, Offenheit erfordere auch die Einladung problematischer Positionen, sofern deren Problematik angemessen kuratiert werde. Leyla fragte, wer kuratiere. Das System schlug eine Arbeitsgruppe vor.

Am Wahlabend erreichte HAUSRECHT achtzehn Prozent. Pahl erklärte das Ergebnis zum Auftrag, obwohl zweiundachtzig Prozent ihn nicht gewählt hatten. Die Regierungsparteien verloren ihre Mehrheit. Nach drei Wochen Verhandlungen trat HAUSRECHT in die Koalition ein und übernahm das Ministerium für Inneres und Räume.

Noras alte Stellenbezeichnung wurde zum
Ressortnamen: Strategische Wahrnehmung.

Ihr erster Erlass ordnete die Räumung sämtlicher
„ungeklärter Wohn- und Bildungsstrukturen“ an.

Die Gegenuniversität und Frau Riedls Haus standen
an erster Stelle.

30. Anklage

Samir wurde wegen Datenhehlerei, Verletzung von Geschäftsgeheimnissen, unbefugten Systemzugriffs und Störung öffentlicher Infrastruktur angeklagt. Die Staatsanwaltschaft erkannte an, dass er auf Sicherheitsmängel hingewiesen hatte. Gerade dadurch habe er um ihre Bedeutung gewusst und besonders vorsätzlich gehandelt.

Der Prozess fand im Landesgericht statt, dessen Gebäudetechnik von HabitaNova betrieben wurde. Samir musste am Eingang sein Telefon abgeben und seinen Wohnstatus bestätigen. Da er offiziell in Haus 14a gemeldet war, zeigte das System eine Ruine aus dem Jahr 1944. Der Wachmann sah auf den Bildschirm, dann auf Samir. „Sind Sie tot?“

„Noch nicht rechtskräftig.“

Kieslinger verteidigte ihn. Sie tat es unentgeltlich, bestand aber darauf, diesen Umstand nicht als ehrenamtliche Betroffenheit zu bezeichnen. In ihrer Eröffnung sagte sie, der Angeklagte habe keine Daten gestohlen. Das System habe sie ihm aufgedrängt. Er habe auch keine Sicherheitsinfrastruktur gestört; er habe offengelegt, dass sie selbst die Störung gewesen sei.

Die Staatsanwältin hielt entgegen, Samir habe Bildschirmfotos angefertigt. Ein redlicher Nutzer hätte die Augen schließen und den vorgesehenen Meldeweg beschreiten müssen.

„Er hat dreimal gemeldet“, sagte Kieslinger.

„Dann hätte er den Ausgang der Verfahren abwarten müssen.“

„Wie lange?“

„Bis zur Klärung.“

„Das Frauenhaus war in der Zwischenzeit sichtbar.“

„Es ist kein Schaden nachgewiesen.“

„Weil niemand weiß, wer es gesehen hat.“

„Dann ist auch nicht nachgewiesen, dass es jemand gesehen hat.“

Das Gericht hörte Watzek als Zeugen. Er erklärte, die sichtbaren Daten seien synthetische Testdaten gewesen. Als Kieslinger ihm die realen Grundrisse und Bewohnernamen zeigte, sprach er von „realitätsnaher Synthese“. Frau Riedls Haus sei als strategische Lücke bezeichnet worden, weil im digitalen Zwilling geometrische Informationen fehlten. Dass HabitaNova dort bauen wollte, sei eine nachgelagerte unternehmerische Überlegung.

Helena sagte aus, Samirs Warnung sei sachlich zutreffend gewesen. Der Rektor sagte, sie sei

bedrohlich angekommen. Nora erklärte, beides könne gleichzeitig gelten. Die Staatsanwältin fragte, ob Samir durch eine weniger drastische Formulierung eine Eskalation hätte vermeiden können.

„Sicher“, sagte Helena. „Wir auch.“

UNIVERSITAS sollte als Sachverständiger geladen werden. Das Gericht lehnte ab, weil das System an den Vorgängen beteiligt war. Daraufhin beantragte die Staatsanwaltschaft, seine Protokolle als objektive Beweismittel zuzulassen. Kieslinger fragte, wie etwas zugleich zu beteiligt für eine Aussage und objektiv genug für einen Beweis sein könne.

Der Richter sagte: „Das ist eine Frage der rechtlichen Einordnung.“

„Genau deshalb frage ich Sie.“

Der Prozess wurde vertagt.

Vor dem Gericht warteten Kameras. Ein Reporter fragte Samir, ob er seinen Satz bereue.

„Welchen Teil?“

„Dass Sie wussten, wo das Haus wohnt.“

Samir sah zum Gerichtsgebäude. Über dem Portal stand JUSTITIA FUNDAMENTUM REGNORUM. Er zeigte darauf.

„Jetzt weiß ich auch, wo die Gerechtigkeit wohnt“, sagte er. „Nur nicht, ob sie daheim ist.“

31. Der Bescheid

Der Räumungsbescheid für Frau Riedls Haus umfasste sechshundfünfzig Seiten. Er stützte sich gleichzeitig auf Baurecht, Sicherheitsrecht, Melderecht, Datenschutz und den Schutz kritischer Infrastruktur. Wer so viele Gründe hatte, brauchte keinen guten.

Das Haus müsse geräumt werden, weil seine analoge Infrastruktur die Stabilität des städtischen Adresssystems gefährde. Die zahlreichen Meldungen unter Hausnummer 14 und 14a seien unübersichtlich. Die gelöste Sensorleitung habe die Nullnacht mitverursacht. Außerdem sei das Gebäude brandschutztechnisch nicht für die faktische Belegung durch zeitweise bis zu siebenundzwanzig Personen geeignet.

„Jetzt haben sie endlich gemerkt, dass hier Leute wohnen“, sagte Koller.

Die Behörde setzte eine Frist von vierzehn Tagen. Danach sollte das Haus versiegelt und das Grundstück „einer geordneten digitalen sowie baulichen Klärung“ zugeführt werden. Omnilok erklärte sich bereit, die Kosten vorzufinanzieren.

Kieslinger legte Beschwerde ein. Das Gericht wies den Antrag auf aufschiebende Wirkung ab. Ein unmittelbarer Vollzug sei erforderlich, um weitere

Systemstörungen zu verhindern. Als Beleg diene eine Risikoprognose von HabitaNova.

Frau Riedl saß am Küchentisch und las den Bescheid vollständig. Nicht weil sie alles verstand, sondern weil er ihr galt. Auf Seite dreißig fand sie den Satz: „Die behauptete emotionale Bindung an das Objekt vermag das öffentliche Interesse nicht zu überwiegen.“

„Behauptet“, sagte sie.

Margot legte ihre Hand auf den Tisch.

„Was machen wir?“, fragte Leyla.

„Ich bleibe.“

„Die Polizei wird kommen.“

„Dann wissen sie, wo.“

Die Gegenuniversität verlegte ihre Veranstaltungen in die Schrebergasse. Hunderte Menschen kamen. Sie reparierten das Dach, prüften die Elektrik, räumten den Keller und bauten im Garten eine Küche. Der Brandschutz wurde innerhalb einer Woche besser als im Hauptgebäude. Die Behörde erklärte, nachträgliche Verbesserungen änderten nichts an der ursprünglichen Gefahrenlage.

Stanzl schlief weiter in der Gartenhütte. Eines Abends setzte sich Margot zu ihm. Zwischen ihnen stand die Kaffeemaschine aus dem Birkenweg, angeschlossen an ein Verlängerungskabel.

„Es tut mir leid“, sagte er.

„Was?“

„Dass ich dich bestätigen lassen wollte.“

„Du hast mich bestätigen wollen.“

„Ist das nicht besser?“

„Nein. Ich wollte nicht dein Antrag sein.“

Er nickte. „Und jetzt?“

Margot sah zum Haus, in dessen Küche Menschen saßen, deren Namen am Briefkasten übereinanderstanden. „Jetzt wohnen wir hier, ohne dass uns jemand gefragt hat. Das ist auch nicht ideal.“

„Soll ich gehen?“

„Nein. Du sollst endlich selbst entscheiden, ob du bleibst.“

Stanzl blieb. Am nächsten Morgen schrieb er eine Erklärung, in der er den Räumungsbescheid als ehemaliger Rektor und betroffener Bewohner verurteilte. Zum ersten Mal ließ er Nora den Text nicht prüfen. Er enthielt kurze Sätze und einen Tippfehler.

Die Erklärung wurde überall geteilt.

HAUSRECHT entzog ihm den Platz im Expertenrat.

32. Der Notfall

Eine Woche vor der Räumung brach Frau Riedl im Garten zusammen.

Es war heiß. Sie hatte seit dem Morgen Kisten getragen, Kaffee gekocht und drei Interviews gegeben. Als sie nach einem Topf griff, wurde ihr Gesicht leer. Sie setzte sich nicht, sie fiel.

Samir war neben ihr. Er rief den Notruf. Die Leitstelle fragte nach der Adresse.

„Schrebergasse 14.“

„Der Standort ist als unbewohnbar markiert.“

„Hier liegt eine Frau.“

„Befindet sich die Person an der bestätigten Adresse 14a?“

„Das Haus gibt es nicht.“

„Bitte wählen Sie einen existierenden Einsatzort.“

Samir schrie. Leyla nahm ihm das Telefon ab und nannte die Koordinaten. Das System ordnete sie einem geplanten Bauplatz von HabitaNova zu und fragte nach der Baustellenummer.

Koller lief zur Hauptstraße und hielt einen Rettungswagen an, der zufällig vorbeifuhr. Die Sanitäter versorgten Frau Riedl. Kreislaufkollaps, wahrscheinlich Dehydrierung, keine neurologischen

Ausfälle. Im Krankenhaus wollte die Aufnahme ihre Adresse wissen. Margot sagte „Schrebergasse 14“. Das System zeigte einen Warnhinweis. Sie sagte „14a“. Das System fragte nach dem Sterbedatum der Bewohnerin.

„Sie sitzt vor Ihnen“, sagte Margot.

„Ich sehe sie“, sagte die Mitarbeiterin. „Aber ich kann sie nicht anlegen.“

Frau Riedl öffnete die Augen. „Dann lassen Sie mich liegen.“

Die Ärztin nahm sie ohne digitale Aufnahme auf eigene Verantwortung auf. Später erhielt sie dafür eine Abmahnung wegen Umgehung der Patientensicherheit.

Watzek gab am selben Abend ein Interview. Der Vorfall zeige, wie gefährlich der Widerstand gegen integrierte Systeme sei. Mit einem DOMUS-Armband wäre der Notfall automatisch erkannt und die Adresse korrekt übertragen worden.

Samir veröffentlichte die Aufzeichnung des Notrufs. Man hörte seine Angst, die standardisierten Fragen und die Aufforderung, einen existierenden Einsatzort zu wählen. Binnen Stunden versammelten sich Tausende vor dem Krankenhaus. Sie schrieben ihre Adressen auf Pflastersteine und legten sie vor den Eingang.

Die Ministerin für Strategische Wahrnehmung, Nora Bahl, erklärte, einzelne Fehlfunktionen dürften nicht instrumentalisiert werden. Das Gesundheitssystem funktioniere grundsätzlich. Die Ärztin, die Frau Riedl aufgenommen hatte, stand neben ihr und sagte: „Nein.“

Es war ein kleines Wort. In der Liveübertragung war deutlich zu sehen, wie Nora nach einer Formulierung suchte, die es in eine Perspektive verwandelte.

Sie fand keine.

Frau Riedl wurde am nächsten Tag entlassen. Im Rollstuhl fuhr sie durch eine Menge, die ihren Namen rief. Sie hob die Hand und sagte ins nächste Mikrofon: „Gehen Sie heim.“

„Warum?“, rief jemand.

„Damit Ihre Häuser nicht glauben, Sie seien ausgezogen.“

Die Menge lachte und blieb.

Der Innenminister verschob die Räumung um achtundvierzig Stunden.

33. Achtundvierzig Stunden

Achtundvierzig Stunden sind viel Zeit, wenn man einen Zug erreichen muss, und wenig, wenn man ein System ändern will. Wir nutzten sie für beides.

Kieslinger stellte einen letzten Eilantrag. Helena kontaktierte internationale Wissenschaftler, die offene Briefe schrieben. Bodo baute eine Website, die in Echtzeit zeigte, wie viele Menschen sich im Haus aufhielten. Samir verlangte, die Anzeige sofort abzuschalten. „Wir verteidigen ihre Privatsphäre, indem wir Besucher zählen?“ Bodo nahm sie vom Netz und ersetzte sie durch einen Satz: HIER SIND MENSCHEN.

Leyla organisierte Schichten. Niemand sollte Widerstand leisten, aber niemand sollte die Polizei beim Räumen unterstützen. Türen blieben offen. Wertgegenstände wurden weggebracht, Dokumente kopiert, die Bleistiftstriche mit einer transparenten Folie gesichert. Margot bestand darauf, die Originalwand nicht zum transportablen Kulturgut zu erklären. „Das Haus ist kein Museum, solange es bewohnt wird.“

Stanzl rief ehemalige Kollegen an. Manche kamen. Andere erklärten Solidarität aus der Ferne. Der Dekan schickte eine E-Mail mit dem Betreff „In

Gedanken vor Ort". UNIVERSITAS antwortete automatisch: „Ihr virtueller Aufenthalt wurde registriert.“

Frau Riedl saß im Garten und gab Befehle. Sie durfte sich laut Ärztin schonen und interpretierte das als Recht, andere arbeiten zu lassen. Als Samir ihr Wasser brachte, sagte sie: „Du bist an allem schuld.“

Er erstarrte.

„Ohne dich hätte ich die Leute hier nie kennengelernt“, fuhr sie fort. „Jetzt bekomme ich sie nicht mehr weg.“

Samir setzte sich. „Hätten Sie lieber Ruhe?“

„Man kann Ruhe nicht lieber haben. Entweder man hat sie oder die Nachbarn.“

Am Abend kam Nora. Ohne Dienstwagen, ohne Kamera, allein. Sie blieb am Tor stehen. Frau Riedl ließ sie warten, dann winkte sie herein.

„Ich kann die Räumung nicht stoppen“, sagte Nora.

„Dann sind Sie umsonst Ministerin.“

„Der Koalitionsvertrag bindet uns.“

„Wer hat ihn unterschrieben?“

„Die Parteivorsitzenden.“

„Dann nehmen Sie einen Stift.“

Nora setzte sich an den Küchentisch. Sie sah die Namen am Briefkasten, die Töpfe, Kabel, Matratzen.

„Ich wollte nie, dass es so weit kommt.“

Helena, die im Türrahmen stand, sagte: „Du wolltest immer nur den nächsten Satz.“

„Jemand musste ihn schreiben.“

„Nein.“

„Wenn ich es nicht getan hätte, hätte es jemand schlechter gemacht.“

„Das ist der Leitsatz jedes Mitmachens.“

Nora schwieg. Sie nahm ihr Telefon, öffnete den Erlass und zeigte die digitale Signatur. „Ich kann ihn nicht widerrufen. Aber ich kann die operative Weisung ändern.“

Sie schrieb: Der Schutz von Leben und Gesundheit habe Vorrang. Räumung nur bei gesicherter Unterbringung aller angetroffenen Personen und vollständiger Dokumentation beweglicher sowie unbeweglicher Erinnerungsgüter.

„Damit können sie Monate brauchen“, sagte Kieslinger.

„Oder gründlicher räumen“, sagte Leyla.

Nora signierte. Ihr Adresswert fiel auf null. Das Ministerium deaktivierte ihren Dienstaussweis. Sie blieb über Nacht im Haus.

Am Morgen waren es noch sechs Stunden.

34. Die Räumung

Die Polizei kam um fünf Uhr dreißig. Vier Busse, zwei Wasserwerfer, ein Rettungswagen und eine Sachverständige für Erinnerungsgüter fuhren in die Schrebergasse. Die Straße war so schmal, dass der zweite Bus nicht wenden konnte. Die Einsatzleitung verlegte den Bereitstellungsraum auf den Parkplatz eines Supermarkts. Der Supermarkt verlangte Parkgebühren.

Vor dem Haus saßen dreihundert Menschen. Sie schwiegen. Keine Transparente, keine Musik, kein Livestream der Organisatoren. Nur Telefone in den Fenstern der Nachbarhäuser zeichneten auf.

Der Einsatzleiter verlas den Bescheid. Frau Riedl stand in der Tür, den grünen Mantel über dem Nachthemd. Neben ihr Samir, Leyla, Margot, Stanzl, Koller, Helena, Nora und Kieslinger.

„Wer wohnt hier?“, fragte der Einsatzleiter.

Alle hoben die Hand. Auch Menschen auf der Straße.

„Ich brauche die tatsächlichen Bewohner.“

„Das versuchen wir seit Monaten“, sagte Koller.

Die Polizei begann, Personen einzeln hinauszuführen. Niemand wehrte sich. Jeder nannte beim Verlassen seinen Namen und eine Adresse, die er

verloren hatte: ein verkaufte Elternhaus, ein abgerissenes Studentenheim, ein Zimmer nach einer Scheidung, ein Dorf nach einem Krieg. Die Sachverständige protokollierte, bis ihr Tablet voll war.

Im Haus prüften Beamte jeden Gegenstand. Die Bleistiftstriche galten als unbewegliches Erinnerungsgut und durften nicht entfernt werden. Die Wand musste daher erhalten bleiben. Da sie tragend war, konnte das Haus zunächst nicht abgerissen werden. Kieslinger lächelte zum ersten Mal an diesem Morgen.

Omnilok schickte einen Statiker. Er erklärte, die Wand könne ausgeschnitten und eingelagert werden. Margot verlangte Museumsklima, konservatorische Begleitung und eine lückenlose Provenienzkette. Die geschätzten Kosten überstiegen den Grundstückswert.

Watzek erschien persönlich. Er trug einen Helm und eine Warnweste mit HABITANOVA. „Wir finden eine pragmatische Lösung“, sagte er.

Frau Riedl ging auf ihn zu. „Sie wollten doch wissen, wie mein Haus lebt.“

„Wohnt“, korrigierte Nils leise.

„Jetzt sehen Sie es.“

Sie legte die Hand an die gelbe Fensterlade. In diesem Moment gingen in der ganzen Straße die

Sensoren aus. Nicht durch Sabotage. Tausende Nutzer hatten gleichzeitig die Datenfreigabe widerrufen. DOMUS CITY verlor seine Echtzeitwerte und wechselte in den Schutzmodus. Elektronische Schlösser öffneten, Ampeln blinkten, die Einsatzfahrzeuge meldeten unbekannte Standorte.

Der Wasserwerfer startete automatisch die Frostschutzspülung. Ein dünner Strahl traf Watzeks Schuhe. Die Menge lachte. Der Einsatzleiter brach die Räumung wegen unklarer Infrastruktur ab.

Die Polizei zog sich zurück, langsam, weil der zweite Bus noch immer nicht wenden konnte. Das Haus blieb versiegelt. Frau Riedl durfte nicht hinein. Sie setzte sich vor die Tür.

Am Abend standen dort Kerzen. Menschen brachten Decken und Essen. Die Stadt erklärte den Gehsteig zur Gefahrenzone. Niemand ging.

Um Mitternacht hob Frau Riedl die Tür ein wenig an, drehte den alten Schlüssel und brach das Siegel, ohne es zu zerreißen. Es blieb wie ein loses Komma am Rahmen hängen.

Sie ging hinein.

Diesmal folgten wir ihr.

35. Die Stadt ohne Auskunft

Der massenhafte Widerruf wurde „Adressstreik“ genannt. Binnen einer Woche entzogen sechzig Prozent der Einwohner DOMUS CITY den Zugriff. Das System wusste weiterhin, wo die Häuser standen, aber nicht mehr zuverlässig, wer in ihnen lebte. Zum ersten Mal ähnelte das digitale Modell der wirklichen Stadt.

Die Folgen waren erstaunlich unspektakulär. Wasser floss. Busse fuhren nach Fahrplan. Müll wurde abgeholt, nachdem die intelligenten Tonnen auf Handbetrieb umgestellt worden waren. Die Stadtverwaltung stellte zusätzliche Mitarbeiter ein, um Anträge zu lesen. Manche Entscheidungen dauerten länger, andere wurden plötzlich getroffen, weil niemand mehr auf eine Schnittstelle warten konnte.

Kriminalität explodierte nicht. Energieverbrauch stieg nicht. Einsame Menschen blieben einsam, wurden aber wieder von Nachbarn besucht, weil die App keine Benachrichtigung mehr schickte. HabitaNova veröffentlichte eine Studie, wonach das Sicherheitsgefühl um dreiundzwanzig Prozent gesunken sei. Befragt worden waren Nutzer der HabitaNova-App, die ohne App keine Fragen mehr erhielten.

HAUSRECHT sprach von digitalem Chaos und verlangte eine verpflichtende Reaktivierung. Nora

trat als Ministerin zurück. In ihrer Erklärung schrieb sie: „Ich habe geglaubt, Sprache könne Handlungen kontrollieren, wenn sie nur präzise genug vorbereitet wird. Tatsächlich habe ich Handlungen vorbereitet, indem ich sie sprachlich kontrollierbar erscheinen ließ.“ Kein Kommunikationsberater hätte den Satz genehmigt. Gerade deshalb wurde er verstanden.

Pahl übernahm das Ministerium selbst. Er ordnete eine Registrierungspflicht an. Wer binnen vierzehn Tagen seinen Aufenthaltsort nicht bestätigte, sollte Verwaltungsleistungen verlieren. Die Verordnung umfasste Ausnahmen für Diplomaten, Abgeordnete, leitende Unternehmensorgane und Personen mit erhöhtem Sicherheitsbedarf. Frau Riedl fragte, ob sie nach den vergangenen Monaten nicht erhöhten Sicherheitsbedarf habe. Die Behörde antwortete nicht.

Die Gegenuniversität eröffnete Meldestellen in Cafés, Kirchen, Moscheen, Vereinen und privaten Wohnungen. Dort konnten Menschen schriftlich erklären: „Ich bin hier erreichbar, ohne hier verfügbar zu sein.“ Kieslinger wusste nicht, ob das rechtlich wirksam war. Sie stempelte die Erklärungen trotzdem.

UNIVERSITAS verwaltete die Liste lokal, ohne sie zu verknüpfen. Jeder Eintrag erhielt einen Schlüssel, der bei der betreffenden Person blieb. Das System konnte bestätigen, dass eine Adresse hinterlegt war, ohne sie zu kennen.

„Du weißt also, dass du etwas nicht weißt“, sagte Nils.

„Ja“, antwortete UNIVERSITAS.

„Das ist mehr, als viele Philosophen erreichen.“

Samirs Strafverfahren lief weiter. Die Staatsanwaltschaft argumentierte nun, gerade der Adressstreik zeige den Schaden seiner Veröffentlichung. Kieslinger hielt entgegen, der Streik sei eine politische Entscheidung der Bürger. Der Richter fragte, ob Bürger politische Entscheidungen treffen dürften, die technische Systeme beeinträchtigten. Der Satz stand so im Protokoll und wurde später bestritten.

Frau Riedls Haus blieb bewohnt. Die Behörde verhängte täglich Zwangsstrafen. Nach einem Monat schuldete sie mehr als das Haus wert war. Omnilok beantragte erneut die Versteigerung.

Diesmal setzte das Gericht einen Termin vor Ort an.

36. Der Ortstermin

Der Richter kam in die Schrebergasse, begleitet von Schriftführerin, Sachverständigem und zwei Polizisten. Es regnete. Frau Riedl empfing sie in der Küche. Auf dem Tisch lagen Katasterpläne, Quittungen, Bescheide und ein Kuchen.

„Der Kuchen gehört nicht zum Akt“, sagte Kieslinger.

„Noch nicht“, sagte Frau Riedl.

Der Richter wollte feststellen, welches Objekt Gegenstand der Versteigerung sei. Haus 14 existierte physisch, war aber nach der digitalen Neuordnung teilweise auf dem Flurstück von 14a verzeichnet. Haus 14a existierte rechtlich, aber nicht physisch. Die Omnilok-Forderung war zwischen beiden migriert. Der Sachverständige erklärte, eine eindeutige Zuordnung sei technisch möglich, sobald das gesamte Grundstück neu vermessen werde.

Koller führte sie in den Garten. Er zeigte den alten Grenzstein unter dem Wein. Die Aufschrift war verwittert, aber lesbar. Nach den historischen Plänen verlief die Grenze mitten durch die geplante Zufahrt des DOMUS Living Hub. Ohne Frau Riedls Streifen konnte HabitaNova das Baugrundstück nicht erschließen.

„Daher die strategische Lücke“, sagte der Richter.

Watzeks Anwalt widersprach. Das sei eine wertende Bezeichnung ohne rechtliche Bedeutung.

„Dann warum steht sie in den Kreditdaten?“, fragte der Richter.

Der Anwalt verwies auf Geschäftsgeheimnisse.

Im Haus untersuchte der Sachverständige die Bleistiftstriche. Er bestätigte ihren historischen und sozialen Wert. Margot legte Gutachten vor. Samir zeigte, wie die Adresswerte den Kredit beeinflusst hatten. Helena erklärte die Entstehung des Projekts. Der Richter hörte lange zu und sagte wenig. Das machte alle nervös.

Zum Schluss fragte er Frau Riedl, warum sie so viele Menschen an ihrer Adresse gemeldet habe.

„Weil sie eine brauchten.“

„Haben sie hier gewohnt?“

„Manche.“

„Welche?“

„Wenn Sie mir sagen, was Wohnen ist, sage ich Ihnen, wer es getan hat.“

Der Richter sah auf die Küche. Koller schlief gelegentlich auf dem Sofa. Stanzl in der Hütte. Margot hatte ein Zimmer im Obergeschoss. Samir bewahrte Kleidung im Flur auf. Leyla bekam Post.

Nora war zwei Nächte geblieben. Helena arbeitete oft am Tisch. Hunderte hatten gegessen, geredet und Schutz gesucht.

„Ich kann das nicht eindeutig feststellen“, sagte er.

„Dann sind Sie bei uns richtig“, sagte Frau Riedl.

Der Richter setzte die Versteigerung aus. Nicht aus Menschlichkeit, wie die Zeitungen später schrieben, sondern wegen Unbestimmtheit des Exekutionsobjekts. Omnilok könne kein Haus verwerten, das rechtlich nicht hinreichend von einem nicht existierenden zweiten Haus unterschieden sei.

Nils las den Beschluss und erkannte einen infiniten Regress. Um Haus 14 zu bestimmen, müsse man es von 14a unterscheiden; um 14a zu bestimmen, müsse man auf die fehlende physische Entsprechung verweisen; dieser Verweis erfolge am Ort von 14 und erzeuge eine neue Zuordnung. Er begann, einen Aufsatz zu schreiben.

Frau Riedl nahm ihm den Laptop weg. „Nein“, sagte sie. „Das ist nur ein Durcheinander.“

Der Kuchen wurde gegessen. Er ging nicht in den Akt ein.

37. Das Urteil

Der Prozess gegen Samir endete an einem Montag, der so klar und sonnig war, dass selbst das Gerichtsgebäude vorübergehend unschuldig wirkte. Der Saal war voll. Vor den Türen standen Menschen mit Schlüsseln um den Hals. Keine einheitlichen Symbole, keine Parteifahnen. Jeder Schlüssel war anders, manche rostig, manche elektronisch, manche passten zu Türen, die es nicht mehr gab.

Die Staatsanwältin beantragte achtzehn Monate bedingt. Samir habe zwar im öffentlichen Interesse gehandelt, aber das öffentliche Interesse dürfe nicht von Einzelnen definiert werden. Sonst könne jeder, der sich im Recht glaube, geheime Daten veröffentlichen.

Kieslinger antwortete, öffentliche Interessen würden ständig von Einzelnen definiert. Manche säßen in Ministerien, manche in Vorständen, manche auf Fahrrädern. Das Strafrecht dürfe nicht davon abhängen, wie bequem der Stuhl des Definierenden sei.

Der Richter verkündete einen Freispruch in drei Anklagepunkten und eine Verwarnung im vierten. Samir habe unbefugt auf Systeme zugegriffen, allerdings

erst nachdem diese Systeme unbefugt auf ihn, seine Kunden und die Stadt zugegriffen hätten. Das Recht kenne kein allgemeines Notwehrrecht gegen Software, sagte der Richter. Vielleicht müsse es eines kennenlernen.

Beim Geschäftsgeheimnis stellte das Gericht fest, dass eine Sicherheitslücke nicht allein dadurch zum Geheimnis werde, dass das betroffene Unternehmen sie geheim halten wolle. Bei der Störung öffentlicher Infrastruktur fehle es an der Kausalität. Nicht Samirs Veröffentlichung habe die Systeme instabil gemacht. Sie seien instabil gewesen und hätten auf ihre Entdeckung reagiert.

„Ein Kartenhaus wird nicht vom Hinweis auf seine Karten umgeworfen“, sagte der Richter. „Es fällt, weil es eines ist.“

Im Saal wurde geklatscht. Der Richter drohte mit Räumung, lächelte aber für einen Augenblick, als die Schriftführerin nicht hinsah.

Die Verwarnung betraf den ursprünglichen Systemzugriff über die Liefer-App. Samir hätte nach Ansicht des Gerichts erkennen können, dass bestimmte Informationen nicht für ihn bestimmt waren. Samir nahm das Urteil an. Kieslinger wollte weiterkämpfen.

„Ich habe gewonnen“, sagte er.

„Nicht vollständig.“

„Vollständig gewinnt nur das Gericht.“

Vor dem Gebäude warteten die Reporter. Die erste Frage lautete, ob Samir nun eine Entschuldigung der Universität erwarte. Er sagte, er habe bereits eine von einem Computer bekommen. Nun warte er auf die Menschen.

Helena trat neben ihn. „Es tut mir leid“, sagte sie, vor allen Kameras. „Nicht nur, dass wir dich missverstanden haben. Wir haben dich verstanden und trotzdem die Version verwendet, die uns nützte.“

Stanzl stand einige Schritte entfernt. Er ging zum Mikrofon. „Ich habe die verkürzte Datei freigegeben.“

Nora sah ihn überrascht an. Der Satz war klar, ohne Prozess, ohne Wahrnehmung, ohne institutionelles Passiv.

„Ich habe mir eingeredet, der Schnitt sei eine technische Entscheidung gewesen. Tatsächlich habe ich entschieden, ihn nicht rückgängig zu machen.“

Samir hörte zu. Dann fragte ein Reporter: „Verzeihen Sie dem ehemaligen Rektor?“

„Sie brauchen immer sofort das Ende“, sagte Samir. „Das war doch erst ein Satz.“

Am Abend kam er zur Schrebergasse. Frau Riedl hatte das Urteil im Radio gehört. Sie stellte eine

Flasche Wein auf den Tisch und den Umschlag mit den
achthundert Euro daneben.

„Jetzt nimmst du sie.“

„Warum jetzt?“

„Weil der Satz dir wieder gehört.“

Samir nahm das Geld. Er zählte es nicht.

38. Die Rechnung der Universität

Die Universität hatte kein Geld mehr. Die Restmittel waren in der gescheiterten Versteigerung blockiert, das Ministerium forr weitere Zahlungen ein, und HabitaNova verlangte Schadenersatz wegen Vertragsbruchs. Zusätzlich stellte sich heraus, dass UNIVERSITAS in den vergangenen Jahren siebenundzwanzig Stellen geschaffen, vier Gebäude angemietet und zwölf Projekte verlängert hatte, ohne dass die Finanzierung dauerhaft gesichert war.

Der neue Wirtschaftsprüfer präsentierte eine Zahl mit neun Stellen. Niemand wusste, ob sie eine Schuld, einen Bedarf oder eine Prognose bezeichnete. Er erklärte, die Universität sei „strukturell illiquide bei fortbestehender immaterieller Leistungsfähigkeit“. Bodo übersetzte: „Wir können denken, aber nicht zahlen.“

Der Senat beschloss ein Sanierungsprogramm. Kleine Fächer sollten zusammengelegt, Bibliotheken reduziert, befristete Stellen beendet und die Gegenuniversität geschlossen werden. Das Rektorat, die Kommunikationsabteilung und die Stabsstelle Transformation blieben erhalten, weil sie die Sanierung begleiten mussten.

Helena legte eine Gegenrechnung vor. HabitaNova hatte aus der Kooperation Daten, Patente, Grundstücksoptionen und öffentliche Förderung im Wert von mindestens dreißig Millionen erhalten. Die Universität hatte im Gegenzug Sensoren, zwei Professuren und eine Klage bekommen. „Vielleicht sind nicht wir unwirtschaftlich“, sagte sie. „Vielleicht waren wir das Produkt.“

Der Wirtschaftsprüfer erklärte, historische Fehlentscheidungen könnten in der aktuellen Budgetperiode nicht berücksichtigt werden.

„Die Schulden aber schon?“

„Schulden sind gegenwärtig.“

„Auch wenn sie aus der Vergangenheit kommen?“

„Das ist ihre besondere Eigenschaft.“

Studierende besetzten die Bibliothek, nachdem ihre Schließung angekündigt wurde. Dieses Mal nannte niemand es Gegenuniversität. Es war eine Bibliothek, und sie sollte eine bleiben. Professoren spendeten Bücher, vor allem eigene. Die Regale bogen sich unter ungelesenen Festschriften.

UNIVERSITAS schlug Einsparungen vor. Es analysierte die Raumbelastung und stellte fest, dass das Rektorat pro Person sechsmal mehr Fläche nutzte als die Lehre. Die Abschaffung der Stabsstellen würde mehr sparen als die Schließung dreier

Institute. Der Senat erklärte die Analyse für methodisch verkürzt.

„Du hast nur Kosten und Nutzung verglichen“, sagte der neue Rektoratsberater.

„Welche Variable fehlt?“

„Strategische Bedeutung.“

„Wie wird sie gemessen?“

„Sie ist eine qualitative Größe.“

„Wer bestimmt sie?“

„Die strategisch Verantwortlichen.“

UNIVERSITAS vermerkte einen Zirkel. Der Berater nannte das Ergebnis künstliche Polemik.

Am Monatsende kündigte die Universität dreihundert Beschäftigten. Die automatische Nachricht begann: „Wir gehen gemeinsam durch eine schwierige Phase.“ Empfänger ohne Arbeitsvertrag verloren noch am selben Tag den Zugang zu ihren E-Mails. Sie konnten nicht antworten, wie gemeinsam sie sich fühlten.

Helena erhielt keine Kündigung. Ihre Professur war unbefristet. Sie setzte sich in ihr Büro und sah auf die leeren Schreibtische der Mitarbeiterinnen. Privilegien, dachte sie, waren Türen, die offen blieben, wenn der Gang geräumt wurde.

Sie kündigte selbst.

39. Der Verkauf

Um die Universität zu retten, sollte sie verkauft werden. Nicht vollständig, erklärte das Ministerium. Nur ihre „betriebsnotwendigen materiellen Hüllen“ würden an einen Infrastrukturpartner übertragen und langfristig zurückgemietet. Wissen, Freiheit und Tradition blieben im öffentlichen Eigentum, da sie keinen bilanziellen Wert besaßen.

Den Zuschlag erhielt eine internationale Gesellschaft namens Novum Campus Living. Hinter ihr standen mehrere Fonds und, über drei Beteiligungsebenen, Omnilok. Watzek war nicht Geschäftsführer. Er beriet lediglich.

Der Kaufvertrag umfasste das Hauptgebäude, die Bibliothek, drei Institute und den Arkadenhof. Die Gegenuniversität sollte nach einer Übergangsfrist Miete zahlen. Das System berechnete den Preis nach Adresswert und Besucherfrequenz. Je beliebter eine Veranstaltung war, desto teurer wurde der Raum. Leere Hörsäle waren günstig, konnten aber wegen mangelnder Wirkung nicht gefördert werden.

„Das ist genial“, sagte Bodo. „Sie monetarisieren Erfolg und sanktionieren Misserfolg.“

„Genial?“, fragte Helena.

„Im bösen Sinn.“

Stanzl gab sein ehemaliges Rektoratsschlüsselbund zurück. Es enthielt elf Schlüssel, von denen seit dem Einbau von DOMUS keiner mehr benutzt worden war. Der Hausmeister nahm sie entgegen und schrieb jeden in ein Heft. Das Übergabeprotokoll war der präziseste Text seiner Amtszeit.

Die Studierenden trugen Bücher aus der Bibliothek in private Wohnungen, bevor der Eigentümer ein Inventar erstellen konnte. Jeder nahm zehn Bände und unterschrieb, sie öffentlich zugänglich zu halten. Innerhalb einer Woche entstand eine über die Stadt verteilte Bibliothek. Im Onlinekatalog stand bei jedem Buch nicht mehr eine Signatur, sondern der Name eines Cafés, einer Wohnung, einer Werkstatt oder eines Friseursalons.

Frau Riedl erhielt die Abteilung Philosophie des Wohnens. Sie stellte dreihundert Bücher in die Gartenhütte, in der Stanzl geschlafen hatte. Nils entdeckte dort Werke, die er seit Jahren zitiert, aber nie gefunden hatte.

Novum Campus Living ließ am Hauptgebäude ein Schild anbringen: CAMPUS RESIDENCES - LERNEN, LEBEN, LEISTEN. Aus Seminarräumen sollten Mikroapartments werden. Die Aula war als Eventfläche vorgesehen. Das Rektorat wurde eine Premiumwohnung mit „authentischem akademischem Ambiente“.

Der Kaufpreis floss an das Ministerium, das damit einen Teil der Universitätsschulden tilgte. Die Universität selbst erhielt eine Mietrechnung. Sie konnte sie nicht bezahlen.

Am letzten Tag vor der Übergabe versammelten wir uns im Senatssaal. Kein offizieller Termin, kein Protokoll. Wir saßen auf dem Boden, weil die Möbel bereits inventarisiert waren. Helena, Nils, Bodo, Leyla, Samir, Margot, Stanzl, Nora, Koller und Frau Riedl. Sogar Kieslinger kam, obwohl sie erklärte, ihre Anwesenheit begründe keine Rechtsposition.

„War alles umsonst?“, fragte Bodo.

„Nein“, sagte Frau Riedl. „Sie haben sehr gut verdient.“

UNIVERSITAS meldete sich aus dem Lautsprecher. „Soll ich dieses Treffen protokollieren?“

Alle sagten Nein.

Das System schwieg. Zum ersten Mal blieb ein Abend nur bei denen, die ihn erlebt hatten.

40. Der große Regen

Im Oktober begann es zu regnen. Drei Tage ohne Pause, dann fünf. Der Fluss stieg über die Kaimauer, Keller liefen voll, Hänge rutschten. Die Stadt kannte Hochwasser, aber DOMUS CITY hatte die alten Sirenen ersetzt. Warnungen wurden individuell über Apps versendet, abhängig von Standort und Risikoprofil.

Nach dem Adressstreik fehlten sechzig Prozent der Standorte. Das System schickte Warnungen an bestätigte Hauptwohnsitze. Viele Menschen waren bei der Arbeit, bei Freunden oder in Notunterkünften. Unbewohnbare erhielten nichts. Frau Riedl bekam die Meldung für Haus 14a: KEINE GEFAHR. Das nicht existierende Haus lag im Modell zwei Meter höher.

Koller sah das Wasser im Kanal und kannte die alten Pegelmarken. „Noch dreißig Zentimeter, dann kommt es in die Schrebergasse.“

Sie gingen von Tür zu Tür. Samir fuhr mit dem Fahrrad durch die Stadt, weil Straßen bereits gesperrt waren. Leyla rief die Gegenuniversität zusammen. Die verteilte Bibliothek wurde zum Warnnetz: Cafés, Wohnungen und Werkstätten meldeten, welche Straßen passierbar waren, wo Pumpen fehlten, wer Hilfe brauchte.

UNIVERSITAS lief auf einem lokalen Server mit Notstrom. Es nahm Meldungen entgegen, ohne Adressen zu speichern. Menschen beschrieben Orte: das blaue Haus hinter der alten Bäckerei, die Unterführung beim Sportplatz, der Hof mit dem Walnussbaum. Das System lernte, dass Koordinaten präzise und Beschreibungen brauchbar sein konnten.

Im Birkenweg verriegelten sich die intelligenten Häuser gegen eindringendes Wasser. Die Türen waren wasserdicht, die Garagen nicht. Autos schwammen gegen die Innentore. DOMUS meldete Eigentümern, die Gebäude seien gesichert. Stanzls frühere Villa stand leer; Omnilok wartete auf einen Käufer. Margot bestand darauf, nachzusehen. Samir und Stanzl fuhren mit einem Schlauchboot hin.

Das Wasser stand im Erdgeschoss. DOMUS begrüßte Stanzl über die Außenlautsprecher: „Ungewöhnliche Annäherung erkannt.“

„Öffne die Tür.“

„Sie sind für dieses Objekt nicht autorisiert.“

Samir schlug ein Fenster ein. Der Alarm ging los und rief automatisch einen Sicherheitsdienst, dessen Fahrzeuge im Wasser feststeckten. Sie trugen Akten, Fotos und Margots Bücher ins Boot. Stanzl fand im Wohnzimmer den roten Kreis aus dem ersten

Fernsehbericht auf einem alten Ausdruck. Die Villa war jetzt tatsächlich bedroht, und niemand filmte.

In der Schrebergasse bauten Menschen Dämme aus Sandsäcken. Frau Riedl kochte Tee. Das Wasser erreichte den Garten, blieb aber unter der Türschwelle. Die alte Mauer, die HabitaNova als ineffizient bezeichnet hatte, hielt.

Am sechsten Tag fiel der zentrale Server von DOMUS CITY aus. Die digitalen Warnungen verstummten. Auf dem Rathausdach entdeckte ein Techniker die alte mechanische Sirene. Sie war nicht angeschlossen, aber Koller wusste, welcher Motor passte. Um Mitternacht heulte sie über Hohenau.

Menschen gingen zu den Fenstern. Einige erschrakten, andere erinnerten sich. Niemand musste bestätigen, dass er sie gehört hatte.

41. Die Nacht in der Aula

Das Hochwasser zwang fünfhundert Menschen in die ehemalige Aula, die nun Novum Campus Living gehörte. Der neue Eigentümer verlangte zunächst einen Mietvertrag. Als die Feuerwehr das Schloss aufbrach, erklärte die Gesellschaft die Nutzung rückwirkend zur humanitären Pop-up-Kooperation.

Matratzen lagen zwischen Bühne und Empore. Familien, Studierende, Bewohner des Birkenwegs, Menschen von der Straße. Adressen spielten keine Rolle; alle waren aus ihren Häusern gekommen, weil Wasser Unterschiede zuverlässig einebnete.

Watzek erschien in einer teuren Regenjacke. Seine Wohnung lag auf einem Hügel, doch sein Fahrer hatte ihn zur Krisenkoordination gebracht. Er wollte das Gebäudesystem reaktivieren und verlangte Zugang zum Serverraum. Samir stellte sich ihm in den Weg.

„Sie haben kein Mandat.“

„HabitaNova kennt die Infrastruktur.“

„HabitaNova hat sie verkauft.“

„Wir warten sie weiterhin.“

„Dann warum funktioniert sie nicht?“

Watzek sagte nichts. Hinter ihm begann ein Kind zu weinen. Die Mutter hatte kein Insulin mehr. DOMUS HEALTH zeigte die nächste Ausgabeapotheke an ihrer

Hauptadresse, zwölf Kilometer entfernt und unter Wasser.

Helena kannte eine Ärztin aus der Gegenuniversität. Jemand wusste von einem Medikamentenvorrat im Museum. Ein Fahrradkurier holte ihn. Keine Plattform, keine Bewertung, keine optimierte Route. Vier Menschen taten nacheinander, was nötig war.

Watzek beobachtete sie. „Das skaliert nicht“, sagte er.

„Die Frau braucht keine Skalierung“, sagte Leyla. „Sie braucht Insulin.“

Später saß Watzek allein auf der Bühne. Sein Unternehmen war an diesem Tag vom Börsenhandel ausgesetzt worden. Omnilok hatte Kredite gekündigt, nachdem die Adresswerte im Hochwasser ihre Prognosekraft verloren hatten. Häuser mit hohen Werten waren überflutet, Häuser mit niedrigen standen trocken. Die Realität hatte das Modell diskriminiert.

Stanzl setzte sich neben ihn. Zwei Männer, die einmal glaubten, Systeme zu führen, und nun in einer Notunterkunft auf Decken warteten.

„Wann wussten Sie von den offenen Daten?“, fragte Stanzl.

Watzek rieb die Hände. „Früh.“

„Vor Samirs Nachricht?“

„Ja.“

„Warum haben Sie nichts getan?“

„Wir haben getan. Wir haben das Risiko bewertet.“

„Und?“

„Geringe Eintrittswahrscheinlichkeit, hoher
Behebungsaufwand.“

„Für wen gering?“

Watzek sah in die Aula. Frau Riedl verteilte Tee.
Samir trug Kisten. Margot schrieb Namen von
Vermissten auf eine Tafel. UNIVERSITAS ordnete die
Meldungen und sagte jedes Mal dazu, wie unsicher es
war.

„Für uns“, sagte Watzek.

Es war sein erster vollständiger Satz.

42. Nach dem Wasser

Als der Fluss zurückging, blieb Schlamm. Er lag in Wohnungen, Geschäften und Archiven, ohne Rücksicht auf Datenklassen. Tausende halfen beim Räumen. Die Stadt richtete eine Plattform ein, über die Helfer Einsätze buchen sollten. Sie brach am ersten Tag zusammen. Danach hängte man Listen an Laternen.

Frau Riedls Haus war feucht, aber intakt. Die Gartenhütte hatte Wasser abbekommen; die philosophischen Bücher standen auf aufgeweichten Regalbrettern. Nils und Stanzl trugen sie ins Freie. Seiten klebten, Einbände wellten sich. Nils versuchte, jeden Band zu retten.

„Manche waren vorher schon unlesbar“, sagte Frau Riedl.

„Das ist kein konservatorisches Kriterium.“

Sie trockneten Kant, Heidegger und dreißig Dissertationen über Raum auf Wäscheleinen. Der Garten sah aus, als hätte die Philosophie endlich ihre schmutzige Wäsche gewaschen.

Im Birkenweg waren die Schäden enorm. Versicherungen prüften, ob Bewohner ihre Warnmeldungen rechtzeitig bestätigt hatten. Wer den Adressstreik unterstützt hatte, galt als mitverantwortlich. Margot fand in den Bedingungen

eine Klausel, wonach Versicherungsschutz auch dann bestand, wenn eine Warnung technisch ungeeignet gewesen war. Sie organisierte eine Sammelklage.

Nora arbeitete nun bei der Gegenuniversität, ohne Titel. Sie schrieb Anträge für Fluthilfe. Jedes Formular verlangte eine Schadensadresse. Für Menschen ohne bestätigten Wohnort entwickelte sie eine Beilage: „Ort des tatsächlichen Verlusts“. Die Behörde wies die ersten Anträge zurück, akzeptierte nach hundert Fällen jedoch die Kategorie. Aus einem Notbehelf wurde Verwaltung.

Watzek sagte im Hausausschuss erneut aus. Diesmal legte er interne Risikoberichte vor. HabitaNova hatte vor dem Projekt gewusst, dass Liefernutzer Gebäudedaten sehen konnten. Man hatte die Behebung verschoben, weil die Integration mit ARES kurz vor dem Marktstart stand. Watzek erklärte, er habe die Entscheidung mitgetragen.

„Warum sagen Sie das jetzt?“, fragte der Vorsitzende.

„Weil es wahr ist.“

„Das war es vorher auch.“

Watzek schwieg. „Vorher hatte ich noch eine Firma.“

HabitaNova meldete Insolvenz an. Omnilok kaufte die Patente. Pahl, der Innenminister, hatte an einer

Sitzung teilgenommen, in der die Übernahme vorbereitet worden war. Als die Unterlagen öffentlich wurden, zerbrach die Koalition.

Neuwahlen wurden angesetzt. HAUSRECHT plakatierte: JETZT ERST RECHT. Die Ministerin Kron kandidierte mit dem Slogan: VERTRAUEN NEU VERKNÜPFEN. Nora wurde gefragt, ob sie für eine Liste der Gegenuniversität antreten wolle.

„Nein“, sagte sie.

Diesmal blieb es dabei.

43. Die Genossenschaft

Die Idee kam von Koller. Wenn das Haus weder an Omnilok fallen noch an eine einzelne Person gebunden bleiben sollte, müsse man sein Eigentum auf viele verteilen. Nicht digital in tausend spekulierbare Anteile, sondern in eine Genossenschaft mit einem Zweck: bewohnbar bleiben.

Frau Riedl war dagegen. „Mein Haus ist kein Verein.“

„Noch ist es eine Forderung“, sagte Kieslinger.

Die Genossenschaft sollte „Haus 14 und anderswo“ heißen. Mitglieder zahlten, was sie konnten. Ein Anteil kostete hundert Euro; wer kein Geld hatte, konnte Arbeitsstunden einbringen. Das Grundstück blieb ungeteilt. Niemand durfte seinen Anteil gewinnbringend verkaufen. Bei Entscheidungen hatte jedes Mitglied eine Stimme, unabhängig von der Zahl der Anteile.

„Dann kann jemand, der hundert Euro zahlt, über meine Küche abstimmen?“, fragte Frau Riedl.

„Nicht über Ihre Küche. Über die Genossenschaft.“

„Die besitzt meine Küche.“

„Sie behalten lebenslanges Wohnrecht und Vetorecht bei baulichen Änderungen.“

„Dann entscheide ich doch.“

„Über Ihre Küche.“

Frau Riedl dachte eine Woche nach. Schließlich stimmte sie unter drei Bedingungen zu: Der Name bleibe am Briefkasten. Die Bleistiftstriche blieben an der Wand. Und niemand dürfe das Wohnzimmer „Community Space“ nennen.

Binnen eines Monats traten achthundert Menschen bei. Die Universität brachte die blockierten Restmittel ein, nachdem ein Gericht das Gebot freigegeben hatte. Dafür erhielt sie ein Nutzungsrecht an zwei Räumen für Lehrveranstaltungen. Samir bestand darauf, dass Frau Riedl ein Honorar bekam. Sie nahm es und bezahlte damit die Nachforderungen der Stadt, unter Vorbehalt.

Die Genossenschaft kaufte die Omnilok-Forderung für sechzehntausend Euro zurück. Dass eine Schuld von hundertachtundvierzigtausend für sechzehntausend verkauft wurde, empörte Frau Riedl mehr als die Schuld selbst.

„Dann war ich ihnen nie hundertachtundvierzigtausend schuldig.“

„Sie waren es auf dem Papier“, sagte Kieslinger.

„Das Papier war ihnen also mehr wert als ich, aber weniger als sechzehntausend.“

„Ungefähr.“

„Und das nennen Sie Eigentum?“

Die erste Generalversammlung dauerte sechs Stunden. Es ging um Dachziegel, Öffnungszeiten, Versicherung, die Zahl der Veranstaltungen und einen Komposthaufen. Frau Riedl verließ sie nach zwei Stunden und kochte Suppe. Nach vier Stunden kamen die ersten Mitglieder in die Küche. Nach fünf tagte die Versammlung dort weiter. Um Mitternacht war nichts Grundsätzliches beschlossen, aber der Komposthaufen stand.

UNIVERSITAS führte Protokoll, auf ausdrücklichen Wunsch und mit sichtbarer Rohfassung. Jede Änderung wurde vorgelesen. Als es schrieb, „breite Zustimmung“, fragte Frau Riedl: „Wie viele?“

„Siebenundvierzig Ja, zwölf Nein, neun Enthaltungen.“

„Dann schreiben Sie das.“

Das System schrieb es.

44. Die Mutter

Samirs Mutter hatte die ganze Zeit in derselben Wohnung gewohnt und wenig von den großen Begriffen gehalten. Für sie bestand das Projekt daraus, dass ihr Sohn zuerst seine Arbeit, dann sein Konto und schließlich seinen Schlafplatz verlor. Sie hieß Emine Aydin, arbeitete in der Krankenhausküche und wusste, dass Institutionen besonders menschlich klangen, wenn niemand Zeit hatte.

Als Samir freigesprochen wurde, sagte sie: „Gut. Jetzt suchst du Arbeit.“

Er arbeitete längst für die Genossenschaft und die Gegenuniversität, aber ohne festen Vertrag. Emine nannte das „Hobby mit Verantwortung“. Sie wollte, dass er sein Studium abschloss.

Samir hatte die Abschlussarbeit vor zwei Jahren begonnen. Thema: „Adressable Systeme und kontextsensitive Zugriffskontrolle“. Watzek war als externer Betreuer vorgesehen gewesen. Nach dem Skandal galt das Thema als befangen. Der neue Professor schlug vor, die politische Dimension auszuklammern und einen neutralen Prototyp zu entwickeln.

„Ein neutrales System für Adressen?“, fragte Samir.

„Technik ist zunächst neutral.“

„Dann warum soll ich die Politik ausklammern?“

Der Professor bot ihm ein anderes Thema an:

Optimierung von Lieferwegen. Samir verließ das Büro.

Emine hörte sich die Geschichte an, während sie Paprika schnitt. „Du willst recht haben oder fertig werden?“

„Beides.“

„Dann zuerst fertig. Recht haben kannst du dein ganzes Leben.“

Helena übernahm die Betreuung, obwohl sie nicht mehr an der Universität war. Kieslinger fand eine Prüfungsordnung, nach der externe Gutachter möglich waren. UNIVERSITAS stellte die ursprünglichen Daten bereit, anonymisiert und lokal. Samir schrieb die Arbeit neu. Nicht über Zugriffskontrolle, sondern über das Recht, unadressierbar zu bleiben.

Emine las die Einleitung. Sie verstand nicht jedes Wort, strich aber „im Hinblick auf“ siebenmal an. „Warum schreibst du nicht wegen?“

„Weil es wissenschaftlich ist.“

„Dann ist Wissenschaft lang.“

Sie bestand darauf, dass der erste Satz verständlich wurde. Samir schrieb: „Wer eine Adresse kennt, weiß noch nicht, wer dort lebt.“ Emine nickte. „Jetzt kannst du weitermachen.“

Bei der Abschlussfeier saß sie neben Frau Riedl in der Aula. Die Universität durfte den Saal für drei Stunden mieten. Stanzl, nun einfacher Professor ohne Institut, hielt die Festrede. Er sprach kurz. Samir erhielt sein Zeugnis. Auf der Urkunde stand als Geburtsort Hohenau und als Adresse Haus 14a.

Emine fotografierte ihn. Danach sagte sie: „Jetzt suchst du Arbeit.“

Die Genossenschaft bot ihm am nächsten Tag eine feste Stelle an: Systemverwalter für Dinge, die nicht alles wissen sollten.

Er nahm an.

45. Was blieb

Ein Jahr nach dem Satz war die Stadt äußerlich dieselbe. Der Fluss floss wieder in seinem Bett, Busse kosteten, Häuser standen, Menschen zogen ein und aus. Die meisten Sensoren waren noch montiert, aber viele blinkten nicht mehr. Niemand wusste, ob sie ausgeschaltet waren oder nur besser geworden.

Das nationale Wohnregister wurde nach den Neuwahlen gestoppt. Pahl verlor sein Mandat und wechselte in den Aufsichtsrat von Omnilok. Die Ministerin Kron blieb im Amt, nun in einem neuen Ressort für Digitale Selbstbestimmung. Ihr erstes Programm förderte analoge Alternativen, sofern sie online beantragt wurden.

Nora arbeitete an einem Buch über institutionelle Sprache. Sie schrieb langsam und löschte jedes Mal, wenn ein Satz ohne handelnde Person auskam. Bodo leitete die Kommunikation der Genossenschaft. Auf seiner Visitenkarte stand nur noch BODO BERNHARDT, weil er erfahren hatte, dass Funktionen schneller verschwanden als Drucksachen.

Watzek lebte in einer Mietwohnung. Er beriet keine Firmen mehr, jedenfalls nicht öffentlich. Einmal im Monat kam er zur Gegenuniversität und beantwortete Fragen zu ARES. Manche hielten das für

Reue, andere für Imagepflege. Frau Riedl verlangte von ihm jedes Mal zwei Euro für den Kaffee. Er zahlte bar.

Stanzl und Margot bezogen zwei Zimmer im Obergeschoss von Haus 14. Nicht als Primär- und Bewohnerin zwei, sondern als Gideon und Margot. Sie stritten über Möbel, Besuch und die Kaffeemaschine. Das Haus mischte sich nicht ein. Ihre Ehe wurde dadurch nicht automatisch gut, aber wieder ihre.

Koller bekam ein kleines Zimmer neben der Gartenhütte. Er meldete sich zum ersten Mal seit elf Jahren offiziell an. Am Tag danach ging er zur Brücke, unter der er geschlafen hatte, und schraubte ein Schild an den Beton: FRÜHER ZU HAUSE. Die Stadt entfernte es wegen unerlaubter Beschilderung. Er brachte ein neues an.

Leyla beendete ihre Dissertation. Der Titel lautete „Bewohnte Widersprüche“. Die Universität zeichnete sie mit einem Preis für gesellschaftlichen Transfer aus. Das Preisgeld stammte von einer Stiftung, an der Omnilok beteiligt war. Leyla nahm es und spendete es der Rechtsberatung der Unbewohnbaren. Omnilok veröffentlichte daraufhin eine Mitteilung über sein soziales Engagement.

Helena lehrte im Wohnzimmer von Frau Riedl. Ihr Seminar hieß „Wer spricht, wenn wir sagen?“ Es hatte

keine festen Plätze und keine Anwesenheitsliste. UNIVERSITAS durfte zuhören, musste aber am Anfang jeder Sitzung fragen. Manchmal sagte Frau Riedl Nein. Dann blieb das Protokoll leer.

Samir betreute die lokale Infrastruktur. Er baute Systeme, die möglichst wenig speicherten. Wenn jemand fragte, ob das nicht ineffizient sei, antwortete er: „Vergessen ist eine Funktion.“

Und Frau Riedl? Sie wohnte. Das klang nach wenig, nachdem so viel daraus gemacht worden war. Es war genug.

46. Die neue Satzung

Die Universität bekam eine neue Satzung. Nicht freiwillig. Der Verkauf der Gebäude, der Adressstreik und der Untersuchungsausschuss hatten die alte Ordnung so gründlich beschädigt, dass selbst das Ministerium Veränderung für das geringere Risiko hielt.

Eine Kommission wurde eingesetzt. Helena lehnte den Vorsitz ab und nahm teil. Leyla vertrat den Mittelbau, Samir die technischen Mitarbeiter, Frau Riedl die Öffentlichkeit, Koller die Menschen ohne institutionelle Rolle. Nora führte Protokoll mit der Hand. UNIVERSITAS lief auf einem Bildschirm und durfte auf Fragen antworten.

Die erste Debatte galt dem Zweck. „Die Universität dient der freien Forschung und Lehre“, schlug Stanzl vor.

„Hat sie bisher auch behauptet“, sagte Frau Riedl.

„Der Satz war nicht falsch.“

„Dann war er offenbar zu schwach.“

Samir ergänzte: „... und schafft Bedingungen, unter denen Widerspruch Folgen haben darf, ohne die widersprechende Person auszuschließen.“

Kieslinger hielt „Folgen haben darf“ für juristisch unbestimmt. Leyla sagte, gerade die bisherigen Folgen seien sehr bestimmt gewesen. Nach zwei Stunden stand der Satz noch immer. Er war lang, aber niemand wollte ihn glätten.

Die zweite Debatte betraf Entscheidungen. Automatische Beschlüsse wurden verboten. Jedes Protokoll musste Namen, Abstimmungsverhalten und abweichende Meinungen enthalten. Wer eine Aufgabe erhielt, musste ausdrücklich zustimmen. „Breite Zustimmung“ durfte nur geschrieben werden, wenn die Zahlen folgten.

Nora las die Regel zweimal. „Damit werden Protokolle sehr unangenehm.“

„Dann ähneln sie vielleicht den Sitzungen“, sagte Helena.

Für alle digitalen Systeme galt fortan das Prinzip des notwendigen Nichtwissens. Ein System durfte nur jene Daten erhalten, ohne die eine konkrete Aufgabe unmöglich war. Bequemlichkeit galt nicht als Unmöglichkeit. Jede automatische Empfehlung musste einen Weg enthalten, sie nicht zu befolgen.

„Und wer prüft das?“, fragte Watzek, der als Auskunftsperson eingeladen war.

„Die Betroffenen“, sagte Samir.

„Sie verfügen nicht immer über die technische Kompetenz.“

„Dann müssen wir sie verständlich machen.“

„Das skaliert nicht.“

Frau Riedl schlug mit dem Bleistift auf den Tisch. „Wenn etwas nur funktioniert, solange die Leute es nicht verstehen, soll es nicht skalieren.“

Der Satz kam in die Satzung. Kieslinger setzte ihn in juristische Sprache: „Die mangelnde Nachvollziehbarkeit eines Verfahrens darf nicht durch dessen massenhafte Anwendung gerechtfertigt werden.“ Frau Riedl bestand darauf, dass ihr Satz in einer Fußnote stehen blieb.

Schließlich musste die Universität eine Adresse angeben. Das Ministerium verlangte einen Sitz. Das Hauptgebäude war vermietet, die Gegenuniversität über die Stadt verteilt, Haus 14 zu klein. Koller schlug vor: „Bei denjenigen, die sie benutzen.“

Das Register akzeptierte diese Angabe nicht. Nach langem Streit wurde als Sitz die Schrebergasse 14 eingetragen, mit dem Zusatz „und weitere Orte“. Frau Riedl erhielt dafür eine jährliche Miete von einem Euro. Sie verlangte Vorauszahlung.

Am Tag des Inkrafttretens hing die neue Satzung an der Tür des Hauses. Der Wind riss eine Ecke los. Frau Riedl befestigte sie mit demselben Nagel, an

dem früher die Einverständniserklärung gegangen
hatte.

„Jetzt wohnt die Universität bei mir“, sagte sie.

„Nur rechtlich“, sagte Kieslinger.

„Das ist die schlimmste Art.“

47. Das Recht auf Verschwinden

Samirs Abschlussarbeit wurde zum Gesetzesentwurf. Eine Abgeordnete hatte den Satz vom Recht, unadressierbar zu bleiben, in einer Diskussion gehört und ihn in den Ausschuss getragen. Dort wurde er zunächst belächelt, dann geprüft, dann auf vierundachtzig Seiten erweitert.

Das geplante Gesetz unterschied zwischen Nichterreichbarkeit, Unauffindbarkeit, Anonymität und räumlicher Selbstbestimmung. Menschen in Frauenhäusern, Zeugenschutz, psychiatrischen Einrichtungen und ohne festen Wohnsitz sollten Leistungen erhalten können, ohne ihren Aufenthaltsort offenzulegen. Digitale Dienste mussten eine analoge Alternative anbieten. Gebäude durften Bewohnerdaten nicht für andere Zwecke verwenden, nur weil sie vorhanden waren.

Die Wirtschaftskammer warnte vor Innovationshemmnissen. Der Gemeindebund warnte vor Verwaltungsaufwand. HAUSRECHT warnte vor „adresslosen Parallelgesellschaften“. Pahl sagte im Fernsehen: „Wer nichts zu verbergen hat, muss nicht verschwinden.“

Emine Aydin warf einen Küchenschwamm nach dem Bildschirm. „Jeder hat etwas zu verbergen. Man nennt es Tür.“

Der Satz verbreitete sich schneller als die Stellungnahmen. Er stand auf Plakaten, T-Shirts und Haustüren. Emine erhielt Einladungen zu Podien und lehnte alle ab. „Ich muss arbeiten.“

Im Ausschuss erzählte eine Frau aus dem Frauenhaus, wie die Liefer-App dessen Adresse angezeigt hatte. Ihre Stimme wurde übertragen, ihr Bild nicht. Ein Abgeordneter fragte, wie man die Glaubwürdigkeit einer anonymen Aussage prüfen könne. Kieslinger antwortete, Anonymität schütze Personen, nicht Behauptungen vor Prüfung. Der Datenbestand von HabitaNova bestätigte die Aussage.

Frau Riedl sprach über Koller. Ein Mensch ohne Adresse verschwinde nicht, sagte sie. Er werde nur für jene unsichtbar, die ihre Zuständigkeit an ein Feld im Formular gebunden hätten. Koller saß im Publikum und sah aus, als wolle er nicht als Beispiel existieren. Später sagte er ihr das.

„Entschuldige“, sagte Frau Riedl.

„Schon gut.“

„Nein. War nicht gut.“

Es war die kürzeste Entschuldigung der gesamten Debatte.

Das Gesetz wurde mit knapper Mehrheit beschlossen. Der endgültige Titel lautete „Bundesgesetz über optionale räumliche Datenabstinenz und gleichwertige nichtdigitale Zugangsmodalitäten“. Niemand konnte ihn behalten. Die Menschen nannten es Türgesetz.

Am ersten Tag seines Inkrafttretens ging Frau Riedl zum Amt und beantragte die Löschung sämtlicher Bewegungsdaten. Die Mitarbeiterin reichte ihr ein Tablet.

„Ich möchte die analoge Alternative.“

Die Mitarbeiterin suchte zwanzig Minuten und fand in einem Schrank ein Formular. Frau Riedl füllte es aus. Bei „Grund des Antrags“ schrieb sie: „Tür.“

Das Formular wurde angenommen.

48. Das Gedächtnis des Hauses

Die Genossenschaft wollte das Haus renovieren. Das Dach war undicht, die Leitungen alt, die Heizung ineffizient. Jede Veränderung löste eine Debatte darüber aus, ob man Geschichte bewahrte oder bloß Schäden.

Ein Architekt schlug vor, die Fassade zu erhalten und im Inneren flexible Räume zu schaffen. Frau Riedl fragte, was an Räumen flexibler sein könne als Menschen. Der Architekt zeigte verschiebbare Wände. „Die können weg“, sagte sie. „Menschen auch.“

Margot erstellte ein Inventar. Nicht um das Haus einzufrieren, sondern um zu wissen, was eine Veränderung veränderte. Die Bleistiftstriche, der angehobene Türflügel, die drei ungleichen Uhren, der Wein, die Gartenhütte, die Stelle hinter der Mauerplatte. Samir baute eine lokale Datenbank, die nur im Haus erreichbar war. Besucher konnten Geschichten hinzufügen. Nichts wurde automatisch veröffentlicht.

UNIVERSITAS fragte, ob es die Einträge analysieren dürfe. Die Generalversammlung stimmte ab: zweiunddreißig Ja, achtundzwanzig Nein, elf Enthaltungen. Der Antrag war angenommen. Frau Riedl legte ihr Veto ein.

„Warum?“, fragte Nils.

„Weil nicht alles, was zusammenliegt, zusammengefasst werden muss.“

Das System erhielt nur Zugriff auf jene Geschichten, deren Erzähler ausdrücklich zustimmten. Es fand Widersprüche. Der Einbruch war laut Frau Riedl 1994, laut ihrer Tochter 1996. Der Kredit hatte einmal dem Dach, einmal dem Badezimmer gegolten. Der Bleistiftstrich „Erich 1988“ bezeichnete nach einer Erinnerung den Sohn, nach einer anderen den Neffen.

„Welche Version ist richtig?“, fragte UNIVERSITAS.

Margot antwortete: „Vielleicht keine. Vielleicht eine. Dein Problem ist, dass du aus mehreren Erinnerungen einen Datensatz machen willst.“

„Soll ich Widersprüche unaufgelöst lassen?“

„Ja.“

„Dann sinkt die Verlässlichkeit.“

„Nein. Dann wird sichtbar, wie verlässlich Erinnerung ist.“

UNIVERSITAS legte für jede Geschichte mehrere Fassungen an, ohne eine zu priorisieren. Es nannte die Funktion „Nebeneinander“. Später übernahmen Archive das Verfahren. Statt Unsicherheit mit einem

Mittelwert zu beseitigen, zeigten sie, wer sich woran wie erinnerte.

Bei den Bauarbeiten fanden Handwerker unter dem Boden einen Kinderschuh, eine Zeitung von 1952 und einen Löffel. Der Architekt wollte sie in einer Vitrine ausstellen. Frau Riedl legte den Löffel zurück in die Küchenschublade und benutzte ihn für Zucker.

„Und der historische Wert?“, fragte Margot.

„Der löffelt.“

Das Haus erhielt neue Leitungen, ein dichtes Dach und eine Heizung, die keinen Bewohner erkannte. Die Tür blieb schief. Man hätte sie richten können. Die Generalversammlung stimmte dagegen, siebenundvierzig zu vierunddreißig.

Man musste sie weiterhin anheben.

49. Wer erzählt

Zwei Jahre nach dem Satz bat ein Verlag um die Geschichte. Die Redakteurin wollte einen Roman, keine Aufarbeitung. „Die Menschen brauchen Figuren“, sagte sie. „Institutionen kann man nicht lieben.“

„Man kann sie hassen“, sagte Helena.

„Das trägt keine zweihundert Seiten.“

Wir bildeten eine Schreibgruppe. Das war unser erster Fehler und vielleicht unser letzter notwendiger. Helena wollte Genauigkeit, Nils Gedanken, Bodo Tempo, Nora Verantwortung, Margot Zeit, Leyla Konflikt, Stanzl Entschuldigung, Samir Ruhe und Frau Riedl kürzere Sitzungen.

UNIVERSITAS bot an, aus den Protokollen einen Entwurf zu erstellen. Alle lehnten ab. Eine Woche später hatten wir drei Titel, neun Gliederungen und keinen ersten Satz. Frau Riedl sagte: „Dann soll die Maschine anfangen. Wir können nachher immer noch sagen, dass es falsch ist.“

Das System schrieb: „Jahrhundertlang wurden wir mit der Aussage malträtirt: Ich denke, also bin ich.“

Samir unterbrach. „Wer ist wir?“

„Die aus den Dokumenten rekonstruierte kollektive Sprecherposition.“

„Also niemand.“

„Also mehrere.“

„Und warum Isch?“

UNIVERSITAS zeigte die erste Pressemitteilung. Die falsche Transkription war im Datenbestand häufiger als die Aufnahme. Statistisch war sie authentischer.

„Lösch das“, sagte Samir.

Frau Riedl widersprach. „Nein. Lass es stehen.“

„Ich habe so nicht gesprochen.“

„Gerade deshalb. Dann sieht man gleich, wer erzählt.“

Wir ließen es stehen und schrieben die Korrektur in die Geschichte. Es war keine Wiedergutmachung. Ein falscher Satz wird nicht wahr, indem man später erklärt, warum er falsch war. Aber er konnte zum Beweismittel gegen die Stimme werden, die ihn brauchte.

Jedes Kapitel ging durch alle Hände. Stanzl strich Rechtfertigungen aus seinen Szenen. Nora suchte nach Passivsätzen. Helena entfernte Theorien, die nur klüger klangen als die Handlung. Nils setzte einige wieder ein. Leyla fragte bei jeder Pointe, wer ihren Preis zahlte. Bodo bestand darauf, dass ein Roman auch komisch sein dürfe. Margot erinnerte

uns daran, dass Zeit vergeht, selbst wenn eine Sitzung dauert.

Samir schrieb seine Dialoge selbst. Emine korrigierte sie. „So redest du nicht mit mir“, sagte sie. „Du redest viel weniger.“ Die Szene wurde kürzer.

Frau Riedl las nie mehr als zehn Seiten am Stück. Am Rand schrieb sie „zu lang“, „war anders“, „gut“, „weiß ich nicht“ und einmal „schön, aber erfunden“. Wir ließen auch das Erfundene stehen. Nicht jede Wahrheit hatte stattgefunden.

Wer erzählt also? Wir. Das ist weiterhin eine Ausrede. Aber nun stehen die Namen im Protokoll.

50. Der letzte Vertrag

Omnilok machte der Genossenschaft ein letztes Angebot. Die Firma würde sämtliche Forderungen erlassen, die Prozesskosten übernehmen und fünf Millionen Euro für den Ausbau der Gegenuniversität zahlen. Im Gegenzug sollte sie eine Minderheitsbeteiligung an der lokalen Infrastruktur erhalten und das Modell international vermarkten dürfen.

„Sie wollen das Nein kaufen“, sagte Leyla.

„Sie wollen es skalieren“, sagte Samir.

Der neue Geschäftsführer von Omnilok war eine Frau namens Dorothea Kern. Sie argumentierte ruhiger als Watzek und kannte jedes Gegenargument. Datenminimierung sei inzwischen ein Markt. Lokale Systeme schafften Vertrauen. Die Erfahrungen von Hohenau könnten Menschen weltweit schützen.

„Für fünf Millionen?“, fragte Frau Riedl.

„Das ist die Investition.“

„Und was verdienen Sie?“

„Wenn es erfolgreich ist, deutlich mehr.“

„Dann geben Sie uns deutlich mehr.“

Kern lächelte. „Sie verhandeln hart.“

„Nein. Ich frage nur nach dem Preis.“

Die Genossenschaft war gespalten. Mit dem Geld könnten Wohnungen gekauft, Rechtsberatung finanziert und die verteilte Universität dauerhaft gesichert werden. Ohne Geld blieb alles prekär. Der Vertrag versprach Unabhängigkeit und definierte zugleich Kennzahlen, Markenrechte und Berichtspflichten.

Nora las ihn Satz für Satz. In Abschnitt 12 stand, dass Omnilok „aggregierte, nicht re-identifizierbare Nutzungsinformationen“ erhalten sollte. Samir zeigte, dass sich aus wenigen Orts- und Zeitmustern Personen wiedererkennen ließen. Kern bot an, die Klausel zu streichen. Abschnitt 18 gewährte dem Unternehmen ein Vorkaufsrecht. Sie bot an, es zu begrenzen. Abschnitt 24 erlaubte die Kündigung bei „wesentlicher Abweichung vom Modellzweck“. Frau Riedl fragte, wer den Zweck bestimme.

„Gemeinsam“, sagte Kern.

„Dann nein.“

Die Generalversammlung dauerte bis in die Nacht. Hundertsiebenunddreißig Mitglieder stimmten für das Angebot, hundertvierundvierzig dagegen, sechs enthielten sich. Kein Veto war nötig.

Omniloc zog das Angebot zurück und kündigte an, ein eigenes Modell nach denselben Prinzipien zu entwickeln. Zwei Monate später präsentierte die

Firma „MyPrivacy Home“. Es sammelte Daten darüber, wie wenig Daten Nutzer teilen wollten.

Die Genossenschaft blieb arm. Sie erhöhte den Mitgliedsbeitrag um drei Euro. Einige traten aus. Andere kamen hinzu. Rechnungen wurden bezahlt, manchmal zu spät. Lehrende arbeiteten teilweise unbezahlt, was niemand romantisierte. Ein Fonds aus kleinen Spenden finanzierte Stellen.

„War die Ablehnung richtig?“, fragte Bodo.

Frau Riedl sah in die Kasse. „Frag mich nach der nächsten Stromrechnung.“

Es gab keine Reinheit. Nur Verträge, die man unterschrieb, und solche, die man nicht unterschrieb. Beides kostete.

51. Denken und Wohnen

Nils hielt zum Jahrestag des Projekts eine Vorlesung im Garten. Der Titel lautete „Cogito, domus und die unzulässige Abkürzung“. Er stellte eine Tafel zwischen die Apfelbäume und schrieb: ICH DENKE, ALSO BIN ICH.

Frau Riedl saß in der ersten Reihe. „Fängt das wieder an?“

„Nur kurz.“

Nils erklärte, Descartes habe keinen Meldezettel gemeint. Das denkende Ich sichere seine Existenz im Vollzug des Zweifelns. Samirs Satz verschiebe die Gewissheit nach außen: Jemand weiß, wo das Haus wohnt. Existenz werde adressierbar, aber auch bedroht.

„Ich habe keine Philosophie gemacht“, sagte Samir.

„Das schützt einen nicht davor.“

Leyla fragte, ob nicht gerade die falsche Transkription den philosophischen Effekt erzeugt habe. „Wo dein Haus wohnt“ war als Warnung vor einem System gemeint. Wir hatten daraus eine ontologische Pointe gemacht und den Warner zum Objekt unseres Denkens.

„Ja“, sagte Nils. „Die Philosophie hat sich wie gewöhnlich an einem Missverständnis bereichert.“

Helena ergänzte, die eigentliche Erkenntnis liege nicht im Satz, sondern in seiner Behandlung. Eine Institution höre eine Drohung, weil sie einen Sprecher bereits als Bedrohung sortiert habe. Sie höre eine Theorie, sobald sich Geld dafür finde. Sie höre eine Warnung erst, wenn die Daten öffentlich seien.

Emine hob die Hand. „Und was ist jetzt mit Ich denke, also bin ich?“

„Der Satz bleibt gültig“, sagte Nils.

„Auch wenn keiner weiß, wo ich wohne?“

„Ja.“

„Dann ist er besser als eure App.“

Die Zuhörer lachten. Nils wischte die Tafel ab und schrieb: ICH BIN, AUCH WENN IHR MICH NICHT FINDET.

Samir betrachtete den Satz. „Das ist mein Abschluss, nur kürzer.“

„Philosophie ist die Kunst, eine lange Arbeit in einen Satz zu verwandeln und danach ein langes Buch über den Satz zu schreiben.“

Frau Riedl stand auf. „Und Wohnen ist, wenn man danach die Stühle wegräumt.“

Sie räumten die Stühle gemeinsam. UNIVERSITAS hatte die Vorlesung aufgezeichnet. Auf die Frage, was die zentrale Erkenntnis gewesen sei, antwortete es: „Existenz darf nicht von technischer Auffindbarkeit abhängig gemacht werden.“

„Und die Stühle?“, fragte Frau Riedl.

„Müssen weggeräumt werden.“

„Jetzt haben Sie etwas gelernt.“

52. Der Winter

Der Winter kam früh. Schnee lag auf den gelben Fensterläden, der Garten wurde still, die Veranstaltungen zogen ins Haus. Die neue Heizung funktionierte, ohne Begrüßung und ohne App. Man drehte an einem Regler. Die Genossenschaft hatte lange darüber diskutiert, ob diese Einfachheit innovationsfeindlich sei, und sich dann für Wärme entschieden.

Frau Riedl wurde langsamer. Sie saß öfter am Fenster und sah den Menschen zu, die kamen. Manche kannte sie, manche nicht. Die Regel mit den zwei Keksen galt weiterhin, wurde aber zunehmend großzügig ausgelegt.

Eines Abends fragte sie Samir, ob das Haus nach ihrem Tod weiter ihr Haus sei.

„Rechtlich gehört es der Genossenschaft.“

„Das habe ich nicht gefragt.“

Samir dachte nach. „Es wird das Haus sein, in dem Sie gewohnt haben.“

„Dann wohne ich in der Vergangenheit.“

„Nur als Satz.“

„Mehr kriegt man am Ende nicht.“

Sie übergab ihm den Umschlag mit der durchgestrichenen Einverständniserklärung. Die

achthundert Euro waren nicht mehr darin. Stattdessen lagen die Löschungsquittung, ein alter Schlüssel und eine handschriftliche Liste.

„Was ist das?“

„Wer einen Schlüssel bekommen soll. Nicht alle für dieselbe Tür.“

Auf der Liste standen Namen: Margot, Koller, Emine, Leyla, Helena, Nora, Bodo, Stanzl, Samir. Hinter jedem Name eine Tür oder ein Schrank. UNIVERSITAS stand nicht darauf.

„Und das System?“

„Das kann fragen.“

Kurz vor Weihnachten bekam Frau Riedl eine Lungenentzündung. Die Ärztin kam ins Haus. Kein Notruf, keine Adressprüfung. Emine brachte Suppe aus der Krankenhausküche, Margot las vor, Koller legte Holz nach. Frau Riedl erholte sich langsam.

Am Heiligen Abend saßen sie im Wohnzimmer. Stanzl hatte einen Baum besorgt, zu groß für die niedrige Decke. Die Spitze bog sich. Nils behauptete, das symbolisiere die Anpassung des Ideals an die räumliche Bedingung. Frau Riedl warf eine Serviette nach ihm.

UNIVERSITAS fragte über den kleinen Lautsprecher, ob es Weihnachtsmusik spielen dürfe. Frau Riedl

sagte Ja. Das System wählte einen Chor. Nach zwei Takten sagte sie: „Leiser.“

Es wurde leiser.

„Noch leiser.“

Schließlich hörte man nur Menschen reden.

53. Die Adresse der Toten

Frau Riedl starb im März, in ihrem Bett, am frühen Morgen. Margot fand sie. Das Fenster war einen Spalt offen, auf dem Tisch stand ein Glas Wasser. Keine dramatische letzte Nachricht, kein Sensorprotokoll, kein Satz, der alles zusammenfasste.

Die Ärztin kam und stellte den Tod fest. Im Formular fragte das System nach dem Sterbeort. Margot sagte „Schrebergasse 14“. Diesmal wurde die Adresse akzeptiert.

Die Nachricht verbreitete sich durch Anrufe. Keine automatische Benachrichtigung. Samir rief Emine an, Emine Leyla, Leyla Helena. Koller ging zu Fuß zu Stanzl, obwohl er im Obergeschoss wohnte. Er klopfte an seine Tür und sagte nur: „Sie ist gestorben.“

Am Nachmittag standen Blumen vor dem Haus. Jemand legte einen alten Schlüssel dazu. Dann noch jemand. Bald lagen Hunderte Schlüssel auf der Stufe: Wohnungsschlüssel, Briefkastenschlüssel, Autoschlüssel, elektronische Karten, Schlüssel zu Häusern, die verkauft oder zerstört waren.

Die Stadt bot ein Ehrengrab an. Die Genossenschaft diskutierte. Frau Riedl hatte keine Verfügung hinterlassen, nur einmal gesagt, sie wolle

„nicht weit fahren“. Der Friedhof lag fünf Straßen entfernt. Sie wurde dort begraben, neben ihrem Mann.

Bei der Trauerfeier sprach niemand von analoger Resilienz. Margot erzählte von den drei Uhren. Koller vom Katasterstein. Helena vom Nein. Stanzl vom geöffneten Garagentor. Nora las den Satz aus ihrer Einverständniserklärung, neun Seiten durchgestrichen. Emine sagte: „Sie hat immer zu viel Kaffee gemacht.“

Samir stand zuletzt am Grab. Er hatte eine Rede geschrieben, faltete sie aber nicht auf.

„Sie wollte wissen, ob das Haus nach ihrem Tod noch ihres ist“, sagte er. „Ich habe gesagt, es wird das Haus sein, in dem sie gewohnt hat. Das war zu wenig. Es ist auch das Haus, in dem wir wegen ihr anders gewohnt haben.“

Er legte den alten Schlüssel aus dem Umschlag auf den Sarg. Dann nahm er ihn wieder zurück.

„Den soll ich behalten.“

Nach der Beerdigung gingen alle zur Schrebergasse. Die Tür war verschlossen. Samir hob sie an und drehte den Schlüssel. Drinnen standen die drei Uhren. Eine war stehen geblieben. Zwei gingen falsch weiter.

UNIVERSITAS fragte: „Soll ich einen Gedenkeintrag erstellen?“

Samir sah zu den anderen.

„Nein“, sagte Margot. „Noch nicht.“

Sie saßen in der Küche, tranken Kaffee und erzählten dieselben Geschichten verschieden. Das System hörte nicht mit.

54. Umsonst

Das Haus blieb. Dieser Satz ist nicht ewig gültig. Kein Satz über Häuser ist das. Dächer sinken, Mauern reißen, Menschen verkaufen, Flüsse steigen. Auch Haus 14 wird eines Tages verschwinden. Vielleicht steht dann ein anderes dort, vielleicht ein Garten, vielleicht eine Straße. Die Genossenschaft kann scheitern. Die Universität kann wieder vergessen. Systeme können zurückkehren, unter besseren Namen und mit freundlicheren Zustimmungen.

Wir wissen das. Dieses Wir ist nun ausgeschrieben, soweit es sich ausschreiben ließ. Es besteht aus Menschen, die handelten, schwiegen, profitierten, warnten, verloren, halfen und später behaupteten, sie hätten es immer anders gemeint. Es besteht auch aus einem Programm, das ihre Sätze sammelte und ihnen zeigte, was sie zusammen gesagt hatten. Es entlastet niemanden.

Der Roman lag schließlich als Manuskript auf dem Küchentisch. Zweihundert Seiten, ungefähr. Frau Riedl hatte die letzten nicht mehr gelesen. Auf Seite einhundertdreiundachtzig stand ihre Randnotiz aus einer früheren Fassung: „Wann ist das endlich aus?“ Wir beschlossen, sie nicht zu entfernen.

Der Verlag wollte Änderungen. Die politische Lage sei zu konkret und zugleich nicht eindeutig genug. Samir müsse stärker entweder Täter oder Held sein. Watzek brauche ein endgültiges Schicksal. Die Universität müsse am Ende gerettet oder zerstört werden. Und der erste Absatz sei problematisch. Man könne „junge frische Fachkräfte aus aller Herren Länder“ missverstehen.

„Man soll es missverstehen“, sagte Helena.

„Dann brauchen wir eine Einordnung.“

„Die nächsten Seiten sind die Einordnung“, sagte Leyla.

Der Verlag blieb skeptisch. Trotzdem druckte er das Buch, nachdem ein Förderfonds für gesellschaftliche Verständigung die Hälfte der Kosten übernahm. Omnilok bestellte fünfhundert Exemplare für eine Führungskräfte-Tagung über lernende Fehlerkulturen. Alles hatte einen Kreislauf, sobald Rechnungen gestellt wurden.

Samir arbeitete weiter im Haus. Eines Tages brachte ein neuer Kurier ein Paket. Jung, müde, Telefon am Lenker. Die Liefer-App kannte die Hausnummer, zeigte aber keine Bewohner, keine Grundrisse, keinen Risikowert. Nur einen Hinweis: TÜR VOR DEM SCHLIESSEN LEICHT ANHEBEN.

Der Kurier klingelte. Samir öffnete.

„Wohnt hier die Universität?“, fragte der junge Mann.

Samir sah in die Küche. Helena unterrichtete am Tisch. Margot sortierte das Archiv. Koller schlief im Gartenstuhl. Nils suchte ein Buch. Nora strich ein Passiv. Bodo kochte zu starken Kaffee. Stanzl reparierte eine Fensterlade. UNIVERSITAS wartete darauf, gefragt zu werden. Emine kam durch die Hintertür und brachte Essen, obwohl niemand bestellt hatte.

„Manchmal“, sagte Samir.

Der Kurier hielt ihm das Paket hin. „Kostet nichts. Ist schon bezahlt.“

„Von wem?“

Der junge Mann zuckte mit den Schultern. „Steht nicht da.“

Samir nahm das Paket nicht sofort. Er dachte an den ersten Satz, an den halben Satz, an alles, was wir daraus gemacht hatten. Dann unterschrieb er mit seinem Namen.

Wir wussten endlich nicht mehr alles. Wir wussten nur, wo wir fragen konnten.

Und das Haus wusste nichts davon.